Der

Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang V. April, 1852. Nro. 4.

Gallerie der bedeutendsten jetzt lebenden Universitäts-theologen Deutschlands.

Wir sind schon von mehreren Seiten angegangen worden, ähnliche Charakteristiken, wie die von Neander im Januarheft des vierten Jahrgangs, von allen anderen hervorragenden neueren Theologen Deutschlands für unsere Zeitschrift zu liefern. Allein einmal wäre das eine Aufgabe, die mehrere Bände erfordern würde, und sodann läßt sich eine vollständige Schilderung eines öffentlichen Mannes eigentlich erst nach seinem Tode erwarten, wenn sein Leben und Wirken als ein abgeschlossenes Ganzes vor uns liegt. Um aber jenem Gesuche einigermaaßen nachzukommen, wollen wir eine kurze Umschau auf den deutschen Universitäten anstellen und in einem übersichtlichen Gesammtgemälde unseren Lesern wenigstens die bedeutendsten unter den dort wirkenden evangelischen Theologen vor die Augen zu führen suchen. Zwar ist auch schon eine solche skizzenartige Darstellung keine leichte und noch dazu eine sehr delicate Aufgabe, da der Lebende seinen Zeitgenossen allerlei Rücksichten schuldig ist, welche nach ihrem Tode mehr oder weniger wegfallen. Indeß haben wir dabei wenigstens Einen Vortheil, daß wir bei weitem die meisten zu schildernden Männer nicht nur aus ihren Werken, sondern auch aus näherem oder entfernterem persönlichem Umgang kennen, mithin großentheils aus eigener Anschauung reden können. Es hält bekanntlich für Amerikaner, die nie in Deutschland gewesen sind, oder sich wenigstens nicht Jahre lang gründlich und allseitig mit seiner Sprache und Literatur beschäftigt haben, ungemein schwer, sich in dem Labyrinthe seiner Theologie zurechtzufinden und sich eine klare Vorstellung von ihrem vielseitigen Treiben zu verschaffen. Solchen möchte der nachfolgende Aufsatz vielleicht einige Dienste leisten und manche Winke zur Orientirung geben.

Wir wollen die Gruppen unserer Gallerie der Bequemlichkeit und Anschaulichkeit halber nach den Universitäten ordnen, dabei aber die Schulen

bemerklich machen, welchen die einzelnen Professoren angehören. Am Schlusse gedenken wir dann einige allgemeine Bemerkungen über den Charakter der neueren deutschen Theologen hinzuzufügen.

1. Berlin.

Die Universität zu Berlin wurde zwar erst a. 1810 gegründet, hat aber das Glück gehabt, theils durch die Liberalität ihres Stifters Friedrich Wilhelm III, der ihr ein prachtvolles Gebäude im schönsten Stadttheil unweit des königlichen Schlosses und viele Privilegien verlieh, theils durch die Gunst ihrer Lage und vor allem durch eine seltene Vereinigung der bedeutendsten Talente in allen Facultäten in kurzer Zeit zu ungemeiner Blüthe heranzuwachsen und den Rang einer Metropolis deutscher Wissenschaft und Gelehrsamkeit einzunehmen. Dort lehrten neben- und nacheinander und lehren zum Theil noch Theologen, wie Schleiermacher, Neander, Marheineke, de Wette; Rechtsgelehrte, wie Savigny, Heffter, Puchta, Stahl; Philosophen, wie Fichte, Hegel, Steffens, Schelling; Philologen und Alterthumsforscher, wie Böckh, Lachmann, die beiden Grimm, Lepsius; Historiker, wie Raumer, Ranke, Pertz; Naturforscher und Mediciner, wie Ehrenberg, Müller, Schönlein ꝛc., lauter Namen, die in ihrem besonderen Fache einen europäischen Ruf genießen und auch in der neuen Welt mit Achtung und Bewunderung genannt werden. Die Zahl ihrer Lehrer beläuft sich mit Einschluß der Privatdocenten nach den neusten statistischen Berichten auf über 150 und die der Studenten auf über 2000, so daß sie sich wieder von den Störungen der Revolution erholt hat. Die theologische Facultät hat zwar kürzlich ihre größte Celebrität, den Dr. Neander, verloren, ist aber immer noch eine der ersten, wo nicht die erste in der Welt. Sie zählt gegenwärtig fünf ordentliche Professoren, Twesten, Strauß, Nitzsch, Hengstenberg, Lehnerdt, wozu dann noch mehrere außerordentliche Professoren und Privatdocenten hinzukommen.

Dr. Twesten wurde nach Schleiermachers Tode (a. 1834) von Kiel aus an dessen Stelle berufen als Professor der systematischen Theologie, besonders der Dogmatik. Als Nachfolger des genialsten und berühmtesten, obwohl keineswegs orthodoxesten Theologen der neueren Zeit, hatte er einen sehr schweren Stand und die gespanntesten Anforderungen vor sich, deren Erfüllung aber eine gleich seltene natürliche Begabung voraussetzte. Wenn er in dieser Hinsicht seinem Vorgänger nachsteht, so verdient er dagegen vor ihm entschieden den Vorzug in Hinsicht seines theologischen Standpunktes, der für die praktischen Bedürfnisse der studirenden Jugend und den Aufbau der Kirche besser geeignet ist, als die geistvollsten, scharfsinnigsten und anregendsten Hypothesen. Zwar hat Twesten, wie billig, die größte Verehrung und Dankbarkeit vor Schleiermacher und gehört im Allgemeinen seiner Schule an, deren Eigenthümlichkeit man in wenigen Worten darein setzen kann, daß

sie das Christenthum mit der wissenschaftlichen Zeitbildung, die Offenbarung mit der Vernunft, das Gottesbewußtsein mit dem Weltbewußtsein möglichst zu versöhnen trachtet, dabei den persönlichen Christus zum lebendigen Mittelpunkt der ganzen Theologie macht und die Glaubenslehre von den abstracten Theorien des Rationalismus und Supranaturalismus, so wie des Hegelschen Intellectualismus wieder auf den lebendigen Quell der frommen Erfahrung, des sogenannten christlichen Bewußtseins zurückführt, obwohl dieses freilich mehr in seiner subjectiven Form gefaßt wird und das objectiv biblische und kirchliche Bewußtsein nicht zu seinem vollen Rechte kommen läßt. Twesten vertheidigt auch in seiner Einleitung zur Dogmatik den, nach unserer Ueberzeugung einseitigen, Schleiermacherschen Grundbegriff vom Wesen der Religion, den neulich Morell in England, obwohl mit einem nicht unbedeutenden Mißverständniß, und wie es scheint ohne viel Erfolg einzubürgern versucht hat, nämlich daß sie ursprünglich weder ein Denken noch ein Wollen, weder eine Theorie noch eine Praxis, sondern ein Gefühl und zwar das Gefühl absoluter Abhängigkeit*) von Gott sei, welches dann aber allerdings auf die beiden anderen Vermögen und Thätigkeiten des Menschen bestimmend einwirke. Gegen diese Definition kann man ganz dieselbe Einwendung erheben, womit Schleiermacher die beiden anderen Definitionen widerlegt, welche die Frömmigkeit entweder einseitig in die Erkenntniß oder ebenso einseitig in den Willen setzen; und die richtige Anschauung scheint uns bloß die zu sein, daß das Wesen der Religion in der Gemeinschaft des ganzen fühlenden, denkenden und wollenden Menschen mit Gott bestehe, daß sie ein Leben, und zwar speciell auf christlichem Boden, ein neues übernatürliches Leben der Wiedergeburt, das Leben Christi im Menschen sei, welches dann alle Seiten und Kräfte des natürlichen Lebens, Kopf, Herz und Willen und zuletzt selbst den Leib gleichmäßig durchdringen und verklären soll und ebenso ein Leben der Freiheit in Gott, als der Abhängigkeit von Gott ist. Twesten legt nun aber, obwohl hierin im Wesentlichen auf Schleiermachers Gefühlstheorie stehend,

---

*) the feeling of absolute dependence, und nicht „the absolute feeling of dependence," wie Morell, the philosophy of religion, p. 89 (der amerik. Ausgabe) den Schleiermacherschen Ausdruck „schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl" irrthümlich übersetzt, während doch die nähere Definition und die ganze Erklärung (Schleierm Dogmatik Th. I. §. 4.) deutlich genug beweist, daß das schlechthinia zu Abhängigkeit und nicht zu Gefühl gehört. Das macht einen bedeutenden Unterschied aus, denn von einem absoluten Gefühl kann man eigentlich gar nicht reden. Daher haben die Einwendungen, welche der Katholik Brownson in seinem Review unlängst erhob, gegen Morell in diesem Punkte allerdings Gewicht, aber nicht gegen Schleiermacher selbst, dessen wahre Lehre Br. gar nicht kennt.

ein größeres Gewicht auf die Seite der Erkenntniß, als dieser, und zwar, was noch wichtiger ist, der rechtgläubigen Erkenntniß. Dieß zeigt sich besonders im zweiten Band seiner Dogmatik, welcher dem ersten nach einem Zeitraum von elf Jahren (a. 1837) nachfolgte. Da bewegt er sich mit Vorliebe in der alt-protestantischen und besonders der lutherischen Theologie, welche die reformatorischen Ideen zu einem wohl eingerichteten Hause zusammenfügte, und da dient der Schlermacherſche Geist nur dazu, den lutherischen Scholasticismus des 17ten Jahrhunderts lebendig zu reproduciren, so zu sagen das Knochengerüste seiner scharfsinnigen Definitionen und Distinctionen mit Fleisch und Blut zu umgeben, es dem fortgeschrittenen modernen Geschmack und dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Gegenwart mundrecht zu machen, eben damit aber zugleich eigenthümlich zu modificiren und weiter fortzubilden. Denn Twesten hält die alte lutherische Orthodoxie keineswegs für infallibel und unverbesserlich. Er geht allerdings von Schleiermacher mit Aufopferung seiner häretischen Ansichten im Wesentlichen auf die symbolischen Bücher zurück; aber dieser Rückschritt ist zugleich ein Fortschritt, der den seit Schleiermacher fortgeschrittenen Bedürfnissen der protestantischen Theologie und Kirche entspricht. Ein anderer Unterschied von dem streng confessionellen Standpunkt liegt in seiner Stellung zur Union, welcher er mit überwiegend lutherischem Bewußtsein angehört. Er spricht sich selbst darüber sehr klar in der Vorrede zum zweiten Band, S. XV also aus:

„Das war der große Irrthum der älteren lutherischen Theologen, — aber nicht der lutherischen allein, sondern mehr oder weniger aller, — daß sie nur einerlei Bäume in dem Gehege der Kirche, wenigstens der lutherischen dulden wollten. Niemand kann schmerzlicher als ich bedauern, daß die beiden evangelischen Kirchen sich trennten, daß der Melanchthonische Lehrtropus ausgeschlossen wurde, daß ein Calixtus, Arndt, Spener so heftige Anfeindungen erfuhren; niemand kann sich herzlicher freuen, daß in dieser Hinsicht eine andere Zeit eingetreten ist: daß Lutheraner und Reformirte sich in einem großen Theile Deutschlands, (ich setze voraus: aus wahrer Ueberzeugung und ohne Zwang des Gewissens,) darüber verständigt haben, ihre Confessionsunterschiede nicht als ein Hinderniß der Kirchengemeinschaft zu betrachten: daß man, wo man der Uebereinstimmung in den Hauptpunkten des Evangeliums sicher ist, nicht nach dem Buchstaben der symbolischen Formeln frägt, um sich als gleichgesinnt und einig im Geiste anzuerkennen. Nur sollte man denken, daß die alt-lutherische Lehre auch ein Recht hätte auf Anerkennung und Vertretung, und daß, wenn man für jede andere Ansicht Freiheit fordert, ihr aber dieselbe mißgönnt, man dann nicht weniger einseitig und unduldsam verfährt, als man ihr gethan zu haben vorwirft. Gegenwärtige Glaubenslehre ist nun zwar keineswegs eine bloß wiederholende Darstellung der alten; wenn es aber (nach Schleichermacher) zum gesunden und kräftigen Leben der Kirche gehört, daß beides in ihr vertreten werde, die Richtung, welche die fortwährende Bedeutung und Gültigkeit des oft zu leichthin beseitigten Alten in's Licht zu setzen, und diejenige, welche umgestaltend Neues zu bilden bemüht ist: so ist es mehr die erste als die zweite, zu der sie sich bekennt."

Man könnte also den dogmatischen Standpunkt Twestens kurz so bezeichnen: Die scholastisch lutherische Orthodoxie des 17ten Jahrhunderts, flüssig gemacht und modificirt durch den wissenschaftlichen Einfluß Schleiermachers und durch den Geist der evangelischen Union. Die großen und unschätzbaren Vorzüge der Twestenschen Dogmatik, so weit sie erschienen ist, sind vor allem ihre Genauigkeit, Gründlichkeit und durchsichtige Klarheit. Er schreibt nichts, was er nicht zuerst nach allen Seiten durchdacht, in allen Ecken erforscht und vollständig verdaut hat. Diese Eigenthümlichkeit seines Geistes, welche mit strenger Gewissenhaftigkeit zusammenhängt, ist wohl auch der Grund der auffallenden Langsamkeit, womit dieses vortreffliche und in seiner Art unschätzbare Werk fortschreitet. Schon im Jahre 1826 ist die erste Auflage des ersten Bandes erschienen und noch ist er nicht über die Angelologie hinausgekommen. Es fehlt noch die ganze Anthropologie, Christologie, Soteriologie und Eschatologie, und da Vorsicht, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit mit den Jahren und mit der Erfahrung zuzunehmen pflegen, so möchte vielleicht die Vollendung nicht vor seinem Tode zu erwarten sein. Dieß ist im Interesse des gediegenen, auch durch schönen Styl ausgezeichneten Werkes selbst in der deutschen Theologie überhaupt aufrichtig zu bedauern, obwohl es sehr ungerecht wäre, dem Verfasser deßhalb einen Vorwurf zu machen. Es hängt vielmehr, wie gesagt, mit einem sittlichen Vorzug zusammen. Was aber dem Herrn Dr. Twesten an schriftstellerischer Fruchtbarkeit vor vielen weniger begabten und gelehrten Zeitgenossen abgeht, das ersetzt er durch seine eifrige Thätigkeit als akademischer Docent, und da zeichnet er sich durch lebendigen Vortrag und eine seltene Expositionsgabe in hohem Grade aus. Als Consistorialrath und tüchtiger Geschäftsmann übt er auch einen wohlthätigen, conservativen Einfluß auf das Kirchenregiment aus.

Dr. Nitzsch ist erst vor einigen Jahren von Bonn aus an Marheineke's Stelle nach Berlin berufen worden. Er nimmt ebenfalls seinen Rang unter den ersten Theologen der Gegenwart ein, und ist dabei eine ausgezeichnete sittliche Persönlichkeit von imponirendem Ernst und anspruchloser Würde. Auch er gehört im weiteren Sinne zu Schleiermacher's Schule, wenn man darunter diejenigen Theologen begreift, welche von dem anregenden Einflusse dieses mächtigen Genies mehr oder weniger berührt sind, dabei aber doch einen hohen Grad von Selbstständigkeit besitzen und von vielen seiner eigenthümlichen Ansichten und Neuerungen abweichen. Denn Schleiermacher war kein Schulmeister, der auf seine Meinungen eigenliebig und pedantisch versessen ist. Sein Motto war: „Einer ist euer Meister," und sein Streben ging darauf aus, in jedem Schüler das Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit zu wecken, seine schlummernden Kräfte hervorzulocken und ihn dann seinen weiteren Weg selbst suchen zu lassen. Seine bedeutendsten Anhänger sind alle weit orthodoxer und positiver, als er, und dieß würde

ihm gewiß Freude machen, wenn er vom Grabe wiederkehren und die veränderte Lage der Dinge in Augenschein nehmen könnte. Denn er hatte in einer Zeit des herrschenden Rationalismus für die Theologie erst neue Bahn zu brechen, und was Wunder, wenn ihm noch manches von der jetzt verschollenen Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts anhing. Nitzsch ist nun über ihn besonders dadurch hinausgegangen, daß er das praktisch sittliche und das biblische (wie Twesten das theoretische und orthodox kirchliche,) Element in der Religion und Theologie schärfer betont. Während Twesten hauptsächlich auf die lutherische Kirchenlehre zurückging, hat Nitzsch in seinem bekanntesten Werke, dem „System der christlichen Lehre" (fünfte Aufl. 1844) eine Darstellung der Dogmatik und Moral in organischer Verbindung (ohne jedoch die seit Calixt gebräuchliche getrennte Darstellung beider Disciplinen mißbilligen zu wollen,) rein aus der heil. Schrift und aus dem christlichen Bewußtsein heraus, jedoch mit häufiger theils polemischer, theils billigender Berücksichtigung neuerer, besonders auch speculativer Systeme und Begriffe, in gedrungener Kürze gegeben. Auch er ist von Haus aus Lutheraner, aber theils durch Schleiermachers Einfluß, theils durch seine vieljährige Wirksamkeit in Rheinpreußen ist er wenigstens in der Verfassungsfrage mehr reformirt geworden, übrigens Einer der eifrigsten Vertheidiger der Union. Sein Lehrbuch zeichnet sich vor allem aus durch gedankenreiche Kürze und geistvolle Winke zu tieferer Forschung. Nitzsch ist eine durchaus kräftige, körnige Natur, die immer in der Tiefe arbeitet. Das Talent klarer, durchsichtiger Entwicklung und Auseinandersetzung, welches wir an seinem Collegen gerühmt haben, geht ihm fast ganz ab. Er ist kurz andeutend, abgebrochen, aphoristisch und nicht selten geradezu räthelhaft und unklar; statt dessen aber anregend und fruchtbare Saamenkörner zu weiterer selbstständiger Verarbeitung hinstreuend. Wegen dieser Verschiedenheit der Anlage, des Umfangs, der Behandlung und Darstellung dienen auch die dogmatischen Schriften von Twesten und Nitzsch sich gegenseitig zur Ergänzung, und man kann daher keiner unbedingt den Vorzug geben.

Nitzsch schreibt auch viel für theologische Zeitschriften und hat selbst die „Studien und Kritiken," später die „Bonner Monatschrift" und zuletzt in Verbindung mit Müller und Neander die „Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" begründen helfen. Unter diesen periodischen Aufsätzen ist seine nachher auch in Buchform erschienene protestantische Beantwortung der Möhlerschen Symbolik die bekannteste, obwohl wir glauben, daß dieses berühmte Werk nur durch ein Werk von gleichem Umfange, das ihm in alle seine Argumente folgt, vollständig widerlegt werden kann. Doch sprach selbst Möhler mit großer Achtung von diesem Angriff und hatte vor, sich ausführlich dagegen zu vertheidigen, als der Tod ihn daran hinderte. — Endlich hat Nitzsch ein System der prak-

tischen Theologie herausgegeben, das sehr viel Neues und Beachtenswerthes enthält, obwohl wir gestehen müssen, daß wir es noch nicht näher zu prüfen Gelegenheit hatten. Die Gabe populärer Beredtsamkeit geht ihm ab, seine Kanzelvorträge, von denen viele im Druck erschienen, sind aber sehr lehrreich und für ein denkendes Publikum auch erbaulich. Er nimmt als Consistorialrath auch am preußischen Kirchenregiment Antheil, hat ein lebendiges Interesse an allen praktischen Kirchenfragen der deutschen Gegenwart, war Einer der Hauptsprecher auf der Berliner Generalsynode a. 1846 und ebenso auf der letzten Versammlung des deutschen Kirchentags, wo er die Grundsätze der reformirten Presbyterial- und Synodal-Verfassung vertheidigte. Das Letzte, was wir von ihm (außer einigen Aufsätzen in Zeitschriften) gelesen haben, ist die Grabrede auf Neander, welche er am 17ten Juli 1850 in der Aula der Berliner Universität gehalten hat, und deren Schluß wir hieher setzen wollen, weil er sowohl für seinen eigenen sittlichen Charakter, als für seinen oft auffallend abrupten Styl sehr bezeichnend ist: „Er (Neander) steht vor uns noch dem Manne gleich, der von Einer Nachtwache zur andern nach dem Aufgang aus der Höhe spähet! Wir sehen ihn noch, wie in ihm der Spruch uns wahr wurde: Suchet was droben ist, nicht was auf Erden ist. Und wer ist unter uns, welcher Jüngling, welcher Mann, welcher Berufene zu edlen Zielen, dem es nicht noth wäre, wahre Größe in's Auge zu fassen, und es bestätigt zu sehen, daß Größe in Einfalt und Demuth wurzelt. Wohlan! Der ihn gegeben, hat ihn genommen. Der Name des Herrn sei gelobt. Have pia anima! Ich schließe."

Dr. Hengstenberg, der nun schon seit mehr als zwanzig Jahren an der Berliner Universität wirkt, ist wohl von allen deutschen Theologen nächst Neander und Tholuck im Auslande, besonders in England und Amerika am meisten bekannt und geachtet. Durch seinen dogmatischen Standpunkt sagt er vor allem den Presbyterianern und Puritanern zu, die sonst bekanntlich starke Vorurtheile gegen die neuere deutsche Literatur haben und sie bald der Neologie, bald des Transcendentalismus und Mysticismus, bald des Kryptokatholicismus beschuldigen. Er gilt bei ihnen für orthodox, ein Ehrenprädicat, das sie fast keinem anderen deutschen Theologen im vollen Sinne geben zu können glauben. Selbst Neander und Tholuck sind ihnen viel zu frei und zu nachgiebig in der Inspirationslehre, die in ihrer strengen alt-protestantischen Fassung einen Grundpfeiler der englischen, schottischen und amerikanischen Theologie bildet. Sodann empfiehlt sich ihnen Hengstenberg durch seine, so zu sagen, calvinistisch angelegte Persönlichkeit, welche in der oft schroffen Entschiedenheit aller seiner Schriften hervortritt. Obwohl er keineswegs ein Anhänger der calvinistischen Prädestinationslehre und ein entschiedener Freund und Vertheidiger der Augsburgischen Confession ist, so hat er doch allerdings, wie

uns scheint, von allen deutschen Theologen am meisten Aehnlichkeit mit jenem großen Genfer Reformator, der einen fast ebenso großen Einfluß auf den Protestantismus französischer und englischer Zunge geübt hat, als Luther auf den deutschen. Hengstenberg hält, wie ich ihn selbst mehrmals sagen hörte, Luthern für einen größeren Reformator, Calvin dagegen für einen größeren Theologen und hat sich exegetisch wohl hauptsächlich an dem letzteren gebildet. Allein in Einem sehr wichtigen Punkte weicht er theils von Calvin, theils von dem herrschenden Geiste der englischen Theologie entschieden ab, nämlich in der Polemik gegen das Papstthum. Während diese letztere fast ein unentbehrliches Element der puritanischen und presbyterianischen Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit ist und ihr von Anfang bis zu Ende einen entschieden antikatholischen Charakter gibt, tritt sie dagegen bei Hengstenberg fast ganz zurück. Er hält zwar an den Grundlehren der Reformation mit der größten Entschiedenheit fest, glaubt aber, daß die Lage der gegenwärtigen Zeit von der des 16ten Jahrhunderts wesentlich abweiche, und daß jetzt nicht das Papstthum, sondern der Rationalismus und Unglaube in seinen verschiedenen Formen der größte und gefährlichste Feind der evangelischen Kirche sei. Daher auch seine unerbittliche Feindschaft gegen den Geist der Empörung und Revolution, welchen er als ein Product des modernen Unglaubens betrachtet, während er in der katholischen Kirche eine große conservative und bei allen ihren Irrthümern doch in den Fundamentallehren des Christenthums mit dem orthodoxen Protestantismus übereinstimmende Macht sieht, die auf Seiten Christi gegen das moderne Antichristenthum stehe, während der Puritanismus gerade im Papst den wahrhaftigen Antichrist sieht und darum mit allen europäischen Revolutionen sympathisirt, weil er von ihrem Siege den Sturz des Romanismus erwartet. Diese Anschauung Hengstenbergs muß natürlich auch einen Einfluß auf seine gelehrt erbauliche Auslegung der Offenbarung Johannis üben, welche er mitten unter den Revolutionsstürmen des Jahres 1848 und 1849 und, wie man deutlich merken kann, mit fortwährender Rücksicht auf sie ausarbeitete, indem er alle Beziehungen auf das Papstthum läugnet, das apokalyptische Thier auf das alte Heidenthum bezieht und mit den Siegen des Christenthums über dasselbe, also mit dem Beginn des eigentlichen Mittelalters das tausendjährige Reich beginnen läßt. Diese Auffassung des Millenniums wird übrigens auch bei solchen evangelischen Theologen auf entschiedenen Widerspruch stoßen, welche mit ihm in der Verwerfung der antipapistischen Auslegung im Wesentlichen einverstanden sind.

Hengstenbergs Theologie hat durchweg einen polemischen und apologetischen Charakter. Sie ist im unerbittlichen Kampfe gegen den Rationalismus entstanden und hat von ihm auch heftigere Anfeindungen erfahren, als irgend ein anderer evangelischer Theologe der neueren Zeit. Er haßt alle Vermittlungen, trennt auf's schärfste zwischen Glauben und Unglauben und ist ge-

wohnt, mit einer Strenge, Entschiedenheit und Charakterfestigkeit aufzutreten, welche einerseits an den Zeugenmuth der alttestamentlichen Propheten und Märtyrer erinnert, andererseits aber auch nicht selten in Schroffheit und Ungerechtigkeit ausartet und ihm selbst solche Männer, wie Neander und die ganze Schleiermacherische Schule mehr oder weniger entfremdet hat. Doch macht es immerhin einen stärkenden Eindruck, in einer Zeit, die sich keineswegs durch ein Uebermaaß von Charakterfestigkeit auszeichnet, einen ganzen Mann zu finden, der mit Leib und Seele und ohne alle unedlen Nebenrücksichten für das kämpft, was ihm als heilige Wahrheit und Ueberzeugung gilt. Auch war ein solcher Kämpe für die Interessen der gläubigen Theologie in Deutschland durchaus unentbehrlich. Uebrigens ist Hengstenberg im persönlichen Umgang, obwohl sehr entschieden und dogmatisch in seinem Urtheil, doch ein feingebildeter und liebenswürdiger Charakter, durchaus treu und zuverläßig in seinen Freundschaften und sehr bereit, jungen Theologen auf alle Weise behülflich zu sein. Wer zum ersten Mal seinen Vorlesungen beiwohnt, wird sich sehr getäuscht finden, statt einer donnernden Löwenstimme einen feinen, halb singenden Silberton zu vernehmen.

Hengstenbergs Hauptstärke besteht in der Kritik und Exegese des Alten Testaments. Bekanntlich hatte der Rationalismus eines de Wette, Gesenius, Bohlen, Lengerke, Vatke und Anderer besonders auch die prophetischen und historischen Schriften des A. T.'s mit dem Messer einer sehr willkührlichen, aber gelehrten und scharfsinnigen Kritik zerlegt, als eingeschwärzte Producte einer späteren Zeit darzustellen, ebendamit sie ihres höheren göttlichen Charakters zu berauben und sie in die Kategorie gewöhnlicher menschlicher Producte herabzusetzen gesucht. Wäre dieses Verfahren gelungen, so wäre es auch um den Protestantismus, ja um das Christenthum selbst geschehen, das auf diesen heiligen Religionsurkunden ruht. Es war also hier recht eigentlich eine Frage um Sein und Nichtsein, die zu gleicher Zeit auf dem noch wichtigeren Boden des N. T.'s in den Streitigkeiten über den Ursprung und die Aechtheit der Evangelien und Episteln verhandelt wurde. Da machte sich's Hengstenberg, als Professor der A. Tlichen Exegese, zu seiner Aufgabe, die Aechtheit und Integrität der wichtigsten Bücher des jüdischen Kanon, vor allem des Pentateuch, des Daniel und Sacharjah zu vertheidigen, und diese „Beiträge zur Einleitung in's A. Test." (3 Bände) gehören zu den gelehrtesten und scharfsinnigsten Forschungen auf diesem Gebiete und sind im Ganzen eine siegreiche Vertheidigung der orthodoxen Ansicht, wenn man gleich sagen muß, daß er manche Schwierigkeiten mehr mit einem dogmatischen Machtspruch, als mit einem genügenden wissenschaftlichen Argumente abfertigt und seine Gegner nicht selten zu verächtlich behandelt. Ebenso werthvoll ist seine „Christologie des A. Test." in 3 Bänden, d. h. eine Vertheidigung und Auslegung der messianischen Weissagungen vom Protevangelium bis zum

Erlöschen der Prophetie. Im Verlaufe dieses Werkes hat sich übrigens seine Ansicht über die Prophetie, die anfangs ziemlich äußerlich und mechanisch war, bedeutend modificirt, sie ist geistiger und organischer geworden und erkennt den Begriff einer graduellen Entwicklung der Offenbarung an, so daß also die modernen Theorieen selbst auf ihn bei aller principiellen Opposition keineswegs ohne allen Einfluß geblieben sind. Einen Beweis dafür liefert besonders auch seine kleine Schrift über die Weissagungen des Bileam, wo er von der alt-orthodoxen Erklärung ganz abweicht. Sein neues Werk über das A. T. ist ein ausführlicher (vierbändiger) Commentar über die Psalmen, welcher im Ganzen vielleicht der beste sein möchte, der seit Calvin darüber erschienen ist. Hier tritt auch der polemische Charakter mehr zurück, und der dadurch gewonnene Raum wird durch eine Menge von praktischen und erbaulichen Bemerkungen ausgefüllt. Wahrscheinlich sind von ihm noch andere Commentare über das A. T. zu erwarten, da er noch nicht viel über 50 Jahre alt ist. Leider sind diese Werke für eine allgemeine Circulation zu voluminös und ausführlich, behalten aber dafür um so mehr einen bleibenden Werth für die gelehrte Welt.

In neuster Zeit hat Hengstenberg auch das Gebiet der N. Tlichen Exegese betreten und dazu dasjenige Buch gewählt, welches mit seinen A. Tlichen Forschungen in der genauesten Berührung steht, nämlich die Offenbarung Johannis. Sein kürzlich erschienener Commentar in zwei Bänden ist für ein allgemeineres Publicum berechnet und bringt daher nicht so viel gelehrten und kritischen, statt dessen aber sehr viel erbaulichen Stoff hinein. Derselbe wird wahrscheinlich nicht lange auf eine englische Uebersetzung warten müssen, obwohl er, wie schon bemerkt, von der herrschenden puritanischen Auslegung jenes räthselhaften Buchs in wesentlichen Punkten abweicht, was übrigens auch von Stuarts Commentar gilt, da dieser hauptsächlich aus deutschen Quellen (Herder, Eichhorn, Lücke, Ewald ꝛc.) abgeleitet ist.

Durch seine polemischen, apologetischen und exegetischen Schriften über das A. T. ist Hengstenberg das Haupt einer Schule geworden, welche seit etwa zwei Jahrzehnten mit großer Energie und Erfolg an einer allseitigen Beleuchtung der A. Tlichen Theologie und Literatur im Geiste der aus dem Kampfe mit dem Rationalismus hervorgegangenen gläubigen Wissenschaft arbeitet. Dahin gehören, jedoch mit vielfachen Abweichungen im Einzelnen und jeder mit eigenthümlichen Gaben und Vorzügen, Hävernick, der leider zu früh gestorben ist, Ranke (der Bruder des berühmten Historikers) Delitzsch und Hoffmann in Erlangen, Baumgarten in Rostock, Oehler in Breslau, Kurtz, früher in Mitau, jetzt in Dorpat, und Andere.

Neben seiner gelehrt-wissenschaftlichen Thätigkeit hat Hengstenberg bekannt-

ich seit dem Jahre 1827 ein periodisches Blatt, die „Evangel. Kirchenzeitung," geleitet und dadurch mit Hülfe sehr tüchtiger Mitarbeiter (wie Otto und Ludwig von Gerlach, Tholuck, Steiger, Göschel, Lange, Vilmar, Leo ꝛc.) einen bedeutenden Einfluß auf das neuere kirchliche Leben in Preußen und in Deutschland überhaupt ausgeübt. So viel man auch an dem oft lieblos absprechenden und bitteren Tone dieser Zeitung aussetzen mag, so kann niemand läugnen, daß es eines der geistvollsten und gediegensten deutschen Journale ist und nicht selten Artikel enthält, die einen bleibenden Werth haben. Es ging ursprünglich vom Pietismus aus, nahm aber im weiteren Verlaufe eine entschieden kirchliche Färbung an. In den Jahren 1848 und '49 war es vielleicht zu sehr mit Politik angefüllt und voll von unerbittlichen Angriffen gegen alle demokratischen und revolutionären Bewegungen, selbst gegen die würdigen Holsteinischen Prediger, die doch, wie es scheint, bloß um ihres Gewissens willen und auf Grund alter Rechte eine feindselige Stellung gegen die antideutschen Regierungsmaaßregeln Dänemarks einnahmen und Stelle und Einkommen durch ihren Protest einbüßten; in den letzten Jahren aber ist die Ev. Kirchenzeitung mit der veränderten Lage der Dinge wieder mehr zu ihrem unmittelbaren theologischen und kirchlichen Berufe zurückgekehrt, in dem sie uns weit besser gefällt, als im Dienste absolutistischer Reaction.

Die anderen Mitglieder der theologischen Facultät von Berlin sind als Schriftsteller weit weniger bekannt. Dr. F. Strauß, der Verfasser der „Glockentöne," (wohl zu unterscheiden von dem Württemberger Dr. David Friedrich Strauß, dem Verfasser des berüchtigten „Lebens Jesu," *) liest seit Jahren mit fast jugendlicher Frische über die verschiedenen Zweige der praktischen Theologie, in welcher er sehr viel Erfahrung und originelle, anregende und entschieden evangelische Ansichten hat, und ist dabei ein begeisterter und begeisternder Kanzelredner, Mitglied des Oberkirchenraths, Hof- und Domprediger und ein intimer Freund des Königs, auf den er viel Einfluß üben soll. Dr. Lehnerdt ist erst kürzlich von Königsberg an die Stelle des seligen Neander berufen worden, hat also das kirchenhistorische Fach. Auch er ist ein entschieden gläubiger Mann und soll eine ausgezeichnete Lehrgabe haben, welche wahrscheinlich der Grund seiner Versetzung nach Berlin war; denn geschrieben hat er meines Wissens noch nichts von größerem Umfang. Es ist sehr unrecht, die Größe eines akademischen Lehrers nur nach seinen veröffentlichten Werken zu beurtheilen, wie das so häufig, besonders in Deutschland geschieht. Es kann Einer ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller und dabei ein sehr mittelmäßiger Professor sein, und umgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Von David, Isai's Sohn, ging Jesus Christus aus;
Doch dieses „Leben" kommt von David Friedrich Strauß.

Deutsche Nothstände in der neuen Welt.

So wenig sich auch der Amerikaner im Besonderen um die Ansichten und Meinungen, um Sitten und Lebensweise der in die Vereinigten Staaten einwandernden Fremdlinge bekümmert, so hat er doch längst ein gewisses stereotypes Urtheil über die Eigenthümlichkeiten der mancherlei Völkerschaften sich gebildet, die mit ihm zu einem neuen großen Ganzen zum Theil in sehr massenhaften Bruchstücken verschmolzen werden. Die Deutschen waren auf dieser Preisliste in alten Tagen nicht so gar tief unten. Sprüchwörtlich war ihre Pfeife und ähnliche unschuldige Anhängsel; aber sprüchwörtlich war auch in der neuen, wie lange zuvor in der alten Welt ihre Ehrlichkeit, Redlichkeit, Frömmigkeit und Gutmüthigkeit, ihr Fleiß, ihre vielfache Geschicklichkeit, ihr Billigkeitsgefühl und andere edle bürgerliche Tugenden, und wenn die deutschen Gelehrten auch hier, wie an anderen Orten zwar als Leute betrachtet wurden, die sonst nirgends so zu Hause seien, als da, wohin ihnen Niemand nachkomme, nämlich über den Wolken, so war das im Ganzen kein so schlimmer Vorwurf und konnte besonders in älteren Zeiten von den Repräsentanten deutscher Nation in Amerika am allerwenigsten gelten.

Allein in neueren Zeiten hat sich die Sache bedeutend verändert. Man liest in nüchternen amerikanischen Blättern vielfache Ausdrücke des Bedauerns, daß ein sehr bedenklicher Geist gerade unter den deutschen Einwanderern der neusten Zeit sich kund gebe, und daß man vor den Grundsätzen, die sie hier zu verbreiten und geltend zu machen suchen, ernstlich warnen müsse. Zwar Blätter aus Californien sprechen zum Theil sehr zu Gunsten deutscher Einwanderung in jener zweiten neuen Welt und wünschen, daß statt der Franzosen und Chinesen, welche dorthin ihre verpestenden Nationalsünden mitbringen und Gutes weder lehren können, noch wie es scheine, lernen wollen, lieber eine gute Anzahl tüchtiger fleißiger deutscher Ansiedler sich einfinden möchten. Gewiß wir freuen uns darüber, daß dort der deutsche Credit noch nicht so untergraben ist, obwohl es ein zweideutiges Lob ist, daß die Deutschen doch noch besser sind, als Franzosen und Chinesen. Allein bei uns im Osten mag man in neueren Zeiten immer häufigere Klagen über den Zustand der deutschen Einwanderer vernehmen. Sie kommen besonders von Orten, wo die Deutschen in größerer Masse bei einander wohnen und wo die Zahl der Köpfe wenigstens ihnen etwas Muth macht, ihre Eigenthümlichkeiten stärker hervortreten zu lassen. Auffallen muß es immerhin, daß eine große Zahl der Polizeivergehen in unseren ersten Städten auf

deutsche Namen zurückzuführen ist; daß mit vielen Diebereien und schlechten Streichen aller Art Deutsche verwoben sind; auch ist gar nicht zu streiten, daß in die traurigsten Criminalfälle einer Reihe von Jahren eine unverhältnißmäßige Anzahl von Deutschen verwickelt war; dessen nicht zu gedenken, daß wir aus dem Munde der achtbarsten und unbefangensten Amerikaner gar oft die wehthuendsten, aber nicht einmal zu widerlegenden Anklagen gegen das ungesittete, unmanierliche, jedes zartere Gefühl verletzende Benehmen der Deutschen vernehmen müssen. War der deutsche Name zuvor dem Arbeiter, der eine Stelle suchte, an sich schon eine Empfehlung, so hat sich dieß zum Theil bereits geändert; aus den meisten dieser frischen Ankömmlinge spricht ein frecher, unbotmäßiger Geist; sie wollen auch nur arbeiten, um zu genießen, und Unglaube und ein sinnlicher Lebensgenuß gehen bei diesen modernen Sadducäern Hand in Hand. Haben sie früher sich bei ihrer Ankunft hier der Freiheit gefreut und des Segens der Ordnung, so hören wir jetzt, daß diese jungbärtigen Neulinge längst über die Weisheit der Alten und der Erfahrenen bei uns hinaus sind; sie finden ja hier gar keine Freiheit und keine Aufklärung; sie können nicht genug klagen über den „Pfaffendruck," unter den eine große Nation von mehr als zwanzig Millionen Seelen sich noch im neunzehnten Jahrhundert freiwillig und „aus Mangel an Aufklärung" stelle; sie sind voll bitterer Galle über unsere Sonntagsgesetze, die ihnen die schönsten Tage für Tanz, Theater, Militärparaden und Aenliches verderben; mit Gott und dem Jenseits sind sie längst fertig, aber im Diesseits wäre, so meinen sie, noch viel blutige Arbeit übrig, an die sie sich machen möchten in der alten wie in der neuen Welt. —

Es ist von nicht geringer Bedeutung, daß verschiedene öffentliche englische Blätter dieses Landes in neuerer Zeit auf diese Zustände unter den Deutschen aufmerksam gemacht haben. Auch war es uns stets Freude zu bemerken, daß diese Blätter ein vorsichtiges und unbefangenes Urtheil fällen und doch auch unter den Deutschen selbst wieder zu unterscheiden wissen. Denn allerdings, wer dächte, daß alle Deutsche dieses Gelichters seien, der würde sehr irren; nein, das ist nicht der Fall; aber ein schlechter Mensch verderbt am öffentlichen Urtheil über sein Volk gewöhnlich mehr, als zehn gute Menschen wieder gut machen können. Auch ist es wohl wahr, daß die, die in diesen frechen Geist der Gottlosigkeit nicht mit einstimmen, allerdings sich oft durch Mangel an ernster kräftiger Opposition einem Vorwurf aus tzen, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß sie oft den Spruch bewahrheitet finden mußten, daß ein Prophet nichts gilt in seinem eigenen Hause und auch bei seinen Volksgenossen. Auch ist uns lieb, daß jene öffentlichen Blätter, wenn sie über den unter den modernen Deutschen herrschenden communistischen und socialistischen Geist klagen, nicht immer verkennen, daß diese köstlichen Ideen zur Beglückung des Menschengeschlechts wesentlich durch französische Propheten in die deutschen Köpfe gekommen sind. Daß aber solche Hirngespinste wirklich unter den jungen Deutschen gar oft spucken, ist allerdings nicht zu bezweifeln. Die enorme Unselbstständigkeit des Den-

kens bei aller Prätention, den freien Gedanken zum Leitstern des Lebens haben zu wollen, kommt da höchst kläglich an den Tag. Den Segen des Christenthums kennen diese Leute nicht und lassen ihn fahren gegen den schrecklichen Preis der völligsten Haltungslosigkeit. Ihr Princip ist der Umsturz, und dabei sind sie gar nicht bekümmert um die Folgen, die dieser Sturz alles Bestehenden in der öffentlichen Gesellschaft für sie selbst haben müßte, und vergessen ganz, daß die Gleichheitsrolle, die sie in der besseren Welt des Socialismus und Communismus zu spielen hoffen, in der That wenig Aussicht auf Lebensgenuß in irgend einer Weise verspricht. Natürlich liegt die Ausführung solcher herrlichen Theorieen doch noch in ziemlich weiter Ferne, und so entschädigen sich diese jungen Weltstürmer indessen durch eine bestmögliche Benützung des Bestehenden in ihrem Sinne und durch ein fortgesetztes Schelten auf diese schlimme Welt, die sich zu ihren kühnen Gedanken nicht bekehren will; da ist denn Alles, was nicht begreift, wie sie begreifen, alsobald „Aristokrat" oder „Pfaffe" und kurzweg reif für den Galgen, und was sie mit den französischen Socialisten zu sehen wünschen, ist „den letzten König gehenkt mit den Eingeweiden des letzten Priesters." So wenigstens berichtet uns ein respectables englisches Journal aus Neu-York. Nun, wenn solche Grundsätze unter den deutschen Einwanderern die allgemein herrschenden wären, dann wäre ihr Dasein ein Fluch für das Land; wenn die entschiedenste Gottlosigkeit das Princip ihres Wandels wird, dann werden sie unsere auf den Glauben an einen heiligen, lebendigen Gott gegründeten Staatsinstitutionen zu untergraben suchen; ihre Lehre wird im Kreis der Familie, in ihren gesellschaftlichen Verbindungen wie eine Pest grassiren; ihr Beispiel wird aller Orten verderblich wirken und die schrecklichsten gesellschaftlichen Uebel, die in Europa gerade eine vernünftige Freiheit unmöglich machen und der Bajonettenherrschaft ein Recht in die Hand geben, werden wie eine ansteckende Krankheit hier verbreitet, und fänden sie nicht am gesunden Sinn, am ganzen Genius des amerikanischen Volkes einen so mächtigen Widerstand, es wäre bald auch um unsere Freiheit geschehen. Denn diese tollen Menschen verstehen unter Freiheit nur die äußerste Willkühr, mit der sie ihre Meinung zum Gesetz des Universums machen und jeden Andersdenkenden einsperren oder umbringen möchten.

Wenn man übrigens von den Uebelständen reden will, woran die neueste deutsche Einwanderung vielfach leidet, so darf man nicht bloß an solche wahnwitzige Weltverbesserungspläne und an diese Theorieen eines Höllenzustandes auf Erden denken, sondern man muß das Leben und Treiben solcher Leute selbst in's Auge fassen. Vielleicht man kann immerhin sagen, daß es wirklich besser ist, als jene Grundsätze erwarten lassen. Natürlich die Verhältnisse, in denen Jeder steht, kommen hier als eine schützende Mauer in Betracht. Denken wir uns aber, die Leute, bei denen das Zerstörungsorgan zu einer so frappanten Vollkommenheit entwickelt ist, würden aus dieser Zwangsjacke der bürgerlichen Ordnung befreit — was für ein Leben würde das geben! Indessen machen sie sich doch so sehr los

von diesen Bedingungen der öffentlichen Sittlichkeit, als sie nur können. Ihre Redner, um die sie sich besonders an Sonntagen versammeln, wissen nichts Besseres zu thun, als Religion, Kirche, Bibel, Gott und alles Heilige zu verspotten; mit der Ewigkeit sind sie fertig und haben mit Leuten wie Luther und Washington nur Bedauern, daß sie noch so schwach waren, an einen Gott zu glauben. Können sie irgend eine Gelegenheit ergreifen, um ihre Verachtung gegen Religion und Kirche offen an den Tag zu legen, so thun sie es nach Kräften. Vor Allem taugen ihnen dazu ihre öffentlichen Blätter, in denen dieser Haß gegen Gott und Gottesglauben sich zum Theil auf erschreckende Weise kund gibt. Wir sehen in neuester Zeit, daß gerade auch die Ruchlosigkeit, mit der da alles Heilige mit Füßen getreten wird, die Aufmerksamkeit englischer Blätter auf sich zog, und wir sehen sie mit staunender Indignation sich über eine ihnen neu vorkommende Erscheinung äußern, an die wir leider längst gewöhnt sind. Daß eine Ausgabe von Tome Payne's Werken unter den Deutschen in deutscher Sprache in diesem Lande in vielen Exemplaren verbreitet worden ist, ist bekannt. Daß deutsche Turnergesellschaften ihre gymnastischen Uebungen zum Theil gerade am Sonntag unter uns vornehmen, spricht deutlich aus, was ihnen der Sonntag und unsere Sonntagsgesetze sein können. Man forsche aber überhaupt nur dem Treiben der Deutschen an Sonntagen nach und man wird sich völlig durch Facta vom Zustand der Dinge überzeugen können. Zwar existiren in unseren großen Städten einzelne schöne, blühende christliche Gemeinden unter den Deutschen, und der fromme Sinn der Väter ist bei vielen noch nicht erstorben. Aber wenn wir die Zahl der Kirchengänger vergleichen mit der Zahl derer, die aus Grundsatz oder aus Gleichgültigkeit gewohnheitsmäßig in keine Kirche gehen, da möchte sich ein sehr bedenkliches Mißverständniß ergeben. Da käme man vielleicht zu dem Resultate, daß aus zwanzig bis dreißig Deutschen durchschnittlich vielleicht kaum Einer in unserer Zeit ein ordentliches Mitglied der Gemeinde und ein regelmäßiger Besucher des öffentlichen Gottesdienstes sei und zwar selbst da, wo mit dem Eintritt in eine Gemeinde die allerleichtesten Bedingungen und die geringsten Lasten und Forderungen verbunden sind. Dagegen die Wirthshäuser, die Bier- und Weinkneipen sind bei weitem nicht so leer, wie oft die Kirchen. Schon am Sonntag Vormittag werden sie die Zufluchtsstätten derer, die nicht wissen, wie sie den Sonntag besser zubringen könnten; da wird gespielt, debattirt, geflucht — kurz was kann da Gutes erwartet werden? Nun denke man sich aber die Wirkung, die ein solches Leben und Treiben auf den Zustand der Familien, auf die Erziehung der Kinder, ja, in weitere Kreise hinein haben muß. Wissen wir doch, daß auch die Frauen und die Gattinnen oft in diesen Geist des frechen Spottes und der Verachtung gegen Gott und Bibel und Ewigkeit hineingezogen werden. Auch dürfen wir hier nicht übersehen, daß alle wackern Deutschen, die das Sinken des deutschen Namens mit Ernst beklagen, auch darüber einstimmig sind, daß es ein wahrer Scandal ist, zu sehen, welch' eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Deutschen ihren Lebensunterhalt ge-

rade als Kneipwirthe zu gewinnen suchen. Kann dabei für sie, für ihre Familien, für ihre deutschen Mitbürger, für Stadt und Land, für den deutschen Namen etwas Gutes herauskommen? Nur die niederträchtigste Bosheit oder die schrecklichste Verblendung könnte das bejahen wollen. Vielmehr freuen wir uns zu sehen, daß die Klagen unter allen ordentlichen Deutschen eines gesitteten Grundsatzes, was auch sonst ihre Ansichten sein möchten, hierüber einstimmig sind. Und wem liegt die Ehre seines Volkes und seiner Sprachgenossen mehr am Herzen — dem, der das Alles gut heißt, oder dem, der gegen diesen Verfall nach Kräften protestirt?

Indessen ist mit dem Protestiren am Ende nicht mehr ausgerichtet, als daß dadurch vor Mitwelt und Nachwelt ein Zeugniß abgelegt ist. Allein die Frage ist, ob's nicht besser werden könnte; ob den einreißenden Uebeln nicht entgegen zu arbeiten wäre? Viele sagen, es lasse sich dermalen nichts thun, man müsse ruhig warten, bis ein anderer Geist über die Leute komme; auch der Unglaube sei eine Modesache, er liege im Zeitgeist und werde bald einem anderen Geiste weichen, da er ja doch an sich selbst das Unbefriedigendste für das Herz des Menschen sei und sich nicht lange halten könne; und dann werden auch viele andere Uebel von selbst fallen. Möge dem so sein. Daß sich gerade nicht viel thun läßt unter den jetzigen Umständen, glauben wir selbst. Denn zu einem ruhigen, unbefangenen Unterhandeln und Besprechen geben sich diese Leute nicht her; in die Kirche kommen sie nicht und wer sie versammeln wollte, mit ihnen zu verhandeln, würde höchstens mit Spott bezahlt werden. Sie sind fertig voraus mit Allem und ihrer Sache ganz gewiß. Wohl ist es wahr, daß die meisten von ihnen noch junge, unerfahrene Leute sind, die noch wenig in des Lebens Tiefe geblickt haben, die eben nachschwatzen und die natürlicher Weise einer Lehre günstig sind, die durchaus keine Kraft in sich hat, das schlummernde Gewissen zu wecken und die Sünde und alles gottlose Wesen als einen Greuel erkennen zu lassen. Allein vergessen wir nicht, daß schrecklich viel Unheil angerichtet sein mag, bis es besser wird und daß es ohnehin nicht von sich selber besser wird, sondern dazu ist Gegenwirkung und zwar eine vielfache, vereinte Gegenwirkung nothwendig.

Andere denken, daß das ganz gleichgültig sei, was unsere Mitbürger glauben oder nicht glauben, und daß man nur auf ihr Treiben und Thun, auf ihren Einfluß auf die öffentliche Sittlichkeit aufmerksam sein müsse. Gewiß ist dieser Grundsatz der einzig richtige auf dem Boden des bürgerlichen Lebens. Daher wünschen Viele, daß Gesetze dem Uebel der Ueberhandnahme der Trunkenheit entgegentreten sollen und versprechen sich davon einen äußerst heilsamen Erfolg für die deutsche Bevölkerung unseres Landes und für ihre sittliche Erhebung. Ueberhaupt werden die Deutschen bei der gegenwärtigen Agitation der Mäßigkeitssache sehr hart mitgenommen, und man hört oft sagen, daß sie in neuester Zeit alle die Fehler an sich haben und noch viele dazu, die man sonst gewöhnlich an Irländern tadelte. Das scheint nachge-

rade Jedermann einzusehen, daß unsere Wirthshaus-Gesetze großentheils herzlich schlecht sind, daß sie recht eigentlich den beklagenswerthen Zustand der Unmäßigkeit in unserer Zeit herbeigeführt haben und daß, wenn sie nicht besser werden, Nichts besser werden wird. Allein es ist bereits zu befürchten, daß wir vielleicht gar Nichts bekommen werden zur Linderung des Jammerzustandes, weil manche sonst wohlmeinende Leute mit Einem Male gleich zu viel wollen — eine Art und Weise das Gute zu erjagen, bei der man es gerade zu Tod jagt, oft schon in allerlei Dingen in diesem Lande versucht und doch trotz aller schlimmen Folgen noch nicht aufgegeben. Mag ein absolutes Prohibitivgesetz gegen berauschende Getränke an einzelnen Orten durchgehen, so ist es weder dort in die Länge erprobt, noch taugt als Gesetz überall, was an einzelnen Orten unter besonderen Verhältnissen durchgehen mag. Gewiß aber bedürfen unsere Gesetze auch hierin einer Revision. Schon eine streng geregelte Inspection der zu verkaufenden Getränke würde manches Gute leisten; auch sieht man nicht recht ein, warum Getränke einer polizeilichen Aufsicht entzogen sein sollen, da ihr doch die Speisen, deren fehlerhafter Zustand lange nicht so viel Gefahr bringt, wie schlechtes Getränk, in unseren Städten unterworfen sind. Es wäre vielem Uebel vorgebeugt auch dadurch, daß ein bestimmtes Lebensalter festgesetzt würde als unerläßliche Bedingung für das Recht, eine Kneipe — im Unterschied von Gasthaus — halten zu dürfen, und wenn wirklich, wie man behaupten hört, besonders frisch Eingewanderte der verschiedensten Nationen alsobald nach ihrer Ankunft ihren Lebensunterhalt auf keine bequemere Weise gewinnen zu können glauben, als indem sie eine Kneipe eröffnen, so möchte durch ein weises Gesetz diesem Uebelstande leicht begegnet werden können. Denn gewiß, wo viele Versuchung zum Bösen selbst unter dem Schild eines bürgerlichen Gesetzes gegeben wird, da wollen wir uns nicht wundern, wenn viel Böses folgt. Eine Gesetzgebung, welche durch gefahrbringende und zum Bösen reizende Gesetze die Bürger selbst in Versuchung führt, ist wie ein Vater, der den physischen und geistigen Zustand des Kindes verwahrlost. Und wie oft werden solche Gesetze dann mit der Noth der Staatskasse und der Hoffnung auf Gewinn für sie gerechtfertigt! Aber zuletzt hat weder sie, noch der Staat im Ganzen, noch der einzelne Bürger einen Nutzen davon. Und doch ist gar nicht zu erwarten, daß der Noth der Gegenwart ohne ernste Gesetze abgeholfen werde. Gewiß kann nicht genug anerkannt werden, was die Mäßigkeitssache Gutes in ihrem ersten Beginne und wohl in einer Reihe von Jahren gewirkt hat. Aber je länger je mehr hat sie sich an, ihrem Prinzip fremdartige, Stützen anlehnen müssen, um sich selbst halten zu können, und da ist denn in mancher Hinsicht am Ende nichts als eine Farce daraus geworden. So hat sie denn auch größtentheils ihren Einfluß auf das vernünftige Publikum verloren und ist seit lange und trotz aller erkünstelten Reizmittel, das Interesse des Publikums zu erwecken für eine große, ganz allgemeine Angelegenheit, in das Zeichen des Krebses eingetreten. Natürlich werden nun alle

diejenigen unbarmherzig mitgenommen, welche nicht mit dem extremen Princip bis zur äußersten Spitze gehen wollen. Allein das wird Nichts besser machen und wir glauben kaum, daß auf solche Weise die kräftige Sympathie des Volkes wird gewonnen werden können. Freilich wäre nichts wünschenswerther, als daß durch rein moralisch innerlichen Einfluß, durch Belehrung, Warnung, Ermahnung, Bitte eine ernste Reformation hervorzurufen wäre. Aber unsere großen Mäßigkeitsredner haben ihren Stoff so tausendfach ausgebeutet und bearbeitet und müde gejagt, daß auch das Schönste und Beste, was sie heute noch sagen, nur wie ein Abtrag vom ersten Tische erscheint. Man muß sagen, daß sie Alles leisteten, was menschlicher Weise zu leisten sein mag. Allein da sieht man, wie weit es geht, wie viel es hilft, zu appelliren an den natürlichen Menschen, daß er einen Aufschwung nehmen soll. Der Reiz ist bald vorbei. Es muß ein neuer Geist, das Wesen des Menschen allseitig verklärend, in ihn kommen, oder es wird ihm nicht recht geholfen, oder die Krankheit gar nur von der Haut auf die inneren Theile zurückgeworfen. Davon redet nun freilich die Kirche und davon zeugt das Wort und die Predigt. Aber die Wirkung des Evangeliums setzt voraus die Zucht des Gesetzes. Die Kirche kann heut zu Tage nur operiren auf der Grundlage von weisen, strengen, heilsamen Institutionen, welche ihr und ihrem Wirken vorarbeiten. Mag bei uns auch Staat und Kirche getrennt sein — und Gott sei Dank, daß sie es sind! —, so ändert das an diesem Gedanken nichts. Gerade wo die Wirkung der Kirche durchaus nur an die subjective Meinung der Einzelnen gebunden ist, wo sie keine rechtliche Macht an die Einzelnen hat, da eben sollten die bürgerlichen Gesetze um so mehr das moralische Wohl der Nation als etwas vom physischen Wohl gar nicht zu Trennendes in's Auge fassen. Die Republik, welche dem Einzelnen die möglichst große Freiheit guarantirt, setzt stillschweigend vom Einzelnen voraus, daß man ihm deßhalb seine Freiheit lassen könne, weil er ein vernünftiges, erzogenes, das allgemeine Beste wollendes, moralisches Wesen sei. Ja, wollte Gott, daß es so wäre! Allein wenn auch nach manchen Seiten hin keine Gefahr aus dieser Freiheit erwächst, so sollte die Gesetzgebung das schärfste Auge haben nach der Seite hin, wo gerade Gefahr aus allzugroßer Freiheit erwächst. Ist Liebe zu berauschenden Getränken im Begriff, ein rechtes Nationalübel zu werden, dann wehe den Gesetzgebern, die nicht entschiedene Maaßregeln in Mäßigung und Weisheit dagegen ergreifen. Und Gesetze, weise, haltbare Gesetze hierüber, das ist's, was wir eben um unserer armen Deutschen willen wünschen. Denn die Mäßigkeitsgesellschaft in ihrer extremen Richtung reizt zunächst nur ihren Spott oder Zorn, worüber wir uns nicht wundern, und darf sich auch bei den strengen unter ihnen nur sehr wenig Hoffnung auf Beifall machen. Die Kirche aber — nun da brauchen wir nur auf das oben Gesagte, auf die dort gegebene Charakterisirung der Denkweise so vieler unserer Landsleute über Religion und Kirche zu deuten, und Jedermann wird einsehen, daß daher wenig zu erwarten ist. Also sehen wir uns auch nach dieser Seite hin nur wieder auf die legisla-

tive Gewalt zurückgewiesen, und wenn sie ihre Pflicht erkennt und mit Mäßigung und Weisheit, zugleich mit Kraft und freier Selbstständigkeit erfüllt, dann hat sie sich um Land und Volk und auch um deutsche Brüder und deutschen Namen ein wahres Verdienst erworben.

Fassen wir aber die allgemeine Geistesrichtung so vieler Deutschen unserer Tage in's Auge, sofern sie sich als reine Ausartung vom Christenthum und überhaupt von einer gesitteten Weltbetrachtung darstellt, so wissen wir recht wohl, daß da mit Gesetz nichts auszurichten ist, sofern die destructive Gesinnung nicht zur That wurde. Auch die Kirche, das wissen wir schon, ist da zu ernster Wirkung unfähig und jede Kraftäußerung von ihr ausgehend ist zum voraus neutralisirt. Zwar geschieht gewiß durch die innere Mission und Colportage manches Gute im Einzelnen und die Bestrebungen einzelner Gesellschaften und Benennungen in dieser Hinsicht müssen gewiß mit Dank anerkannt werden und verdienen alle Unterstützung. Doch hindert schon hier bei gar Vielen die unmittelbar religiöse, wenn auch nicht denominationelle Tendenz. Man möchte sich mehr Wirkung versprechen von der politischen deutschen Presse. Aber wir haben von glaubwürdigen Zeugen das beinahe Unglaubliche gehört, daß nicht ein einziges deutsches Blatt unter der Masse der neuen Einwanderung an irgend einem Orte — existiren könne, welches diesem tollen religiösen und politischen Radicalismus offen nur auch vom reinen Standpunkt des gesunden Menschenverstandes aus entgegentreten wollte. Gewiß ist selbst unter den deutschen Tagesblättern in unseren großen Städten ein bedeutender Unterschied und es wäre sehr unbillig, über alle nur ein verwerfendes Urtheil fällen zu wollen. Aber die Deutschen einer vernünftigeren Weltbetrachtung und eines religiöseren Geistes scheinen doch keinem Tagblatte ihrer Tendenz das Leben in die Länge fristen zu können, obwohl es je und je versucht wurde. Es wäre dazu wohl bedeutende fremde Unterstützung nothwenig, wenigstens für den Anfang, vielleicht für längere Zeit. Aber es ist auch gar kein Zweifel, daß viel Gutes dabei gestiftet werden könnte. Eine große Schwierigkeit ist, daß die Deutschen sehr bald die englischen Blätter lesen und dann die deutschen politischen Blätter nicht mehr so nothwendig haben. Indessen ist kein Zweifel, daß ein gut redigirtes und durch gute europäische und amerikanische Correspondenzen frisch erhaltenes Blatt sich bald einen würdigen und ansehnlichen Leserkreis gewinnen würde. —

Allein wir läugnen nicht, daß wir überhaupt den Gedanken aufgegeben haben, daß Deutsche auf Deutsche einen starken und segensreichen Einfluß ausüben können. Ja, sie mögen es in kleineren Kreisen, aber nicht in's Ganze. Unter die Deutschen in Masse bringt heut zu Tage bei uns nur der eine vorübergehende Bewegung, der in den bei ihnen herrschenden Ton einstimmt und auf die von ihnen festgehaltenen Grundsätze hin etwa als europäischer Flüchtling sie durch Revolutionsreden für eine kurze Weile enthusiasmirt. Aber da muß er ja nicht mit Mäßigung auftreten; wenn er nicht von dem ungeheuren Unrecht, das sein Volk erleidet, auf's tiefste ergriffen ist, wenn er nicht mit dem vollen Pathos

eines rothrepublikanischen Freiheitsapostels auftritt in grimmigem Zorn, wenn in seiner Rede nicht Könige gestochen werden wie die Kälber, und Pfaffen und Priester gehenkt zu Haufen, wenn Schwert und Galgen dabei nicht eine ganz prominente Rolle spielen, so ist er gleich ein Fürstenknecht, ein Aristokrat und so fort. Und da wage nur Niemand sich die Freiheit in einem freien Lande nehmen zu wollen, anderer Meinung zu sein; der Stab ist schon über ihn gebrochen. Nun natürlich, welcher Gebildete wird sich auch die Freiheit nehmen wollen? Jede Wahrheit braucht ihr besonderes Publikum und Wahrheit und Recht wollen ein würdiges Tribunal, sonst sind sie ein weggeworfenes Kleinod. — So glauben wir nun allerdings, daß nicht wird zu hoffen sein, daß Deutsche eine heilsame Reaction gegen diesen tobenden blutigen Geist vieler ihrer Landsleute und überhaupt gegen ihre Entsittlichung werden hervorbringen können; selbst wenn ein Mann von Luthers Kraft und Riesengeist käme, wenn er Luthers Ehrfurcht vor göttlichem und menschlichem Rechte und Luthers Glauben an den in Christus geoffenbarten Gott mitbrächte, er würde von diesem Geschlecht verachtet und verworfen.

Vielleicht daß von englisch-amerikanischer Seite wirklich mehr Einfluß auszuüben wäre. Wir haben es oft mit Bedauern gesehen, daß die meisten amerikanischen Publicisten gar oft eine schmähliche Ignoranz über die Zustände der Deutschen an den Tag legen. Das kommt großentheils von der Vornehmheit her, mit welcher der in gar vielerlei Gestalt auftretende Nativismus auf die fremden Eindringlinge herabsehen zu dürfen glaubt. Der Amerikaner weiß auch, daß er beim Fremden Nichts zu lernen hat; denn was er braucht, lernt er bei sich selbst, und was er beim Fremden lernen könnte, das braucht er nicht. So läßt er denn auch den Deutschen gewähren und bekümmert sich so wenig als möglich um seine bestimmten Eigenthümlichkeiten und duldet ihn mit allen Attributen, so lange er ihn brauchen kann, und brauchen kann er ihn denn doch noch in Vielem. Allein diese Gleichgültigkeit gegen das, was mitten unter uns vorgeht, was in großen Kreisen herrschend ist und in größern durch sie herrschend werden soll, ist nicht zu loben. Wenn alle Deutsche dieser alle Gesittung untergrabenden Tendenz angehörten, wenn sie alle vereint dieß Ziel im Auge hätten, da möchten wir schlimme Dinge zu sehen bekommen. Aber selbst die Zahl derer, welche mit dem Bestehenden zerfallen, viel Bestehendes zerstören möchten, ist groß genug, um allerlei Befürchtungen zu erregen und ihre Richtung und ihr Bestreben so entsittlichend unter uns, daß sie die entschiedenste Reaction von Seiten aller Freunde unserer Gesetze und heiligen Sitten und der öffentlichen Ordnung hervorrufen sollte. Man schlägt die Bedeutung des deutschen Elementes in unseren Ver. Staaten vielleicht zu gering an und man thut das zum Theil absichtlich. Allein die deutsche Einwanderung in den letzten Jahren war enorm; in Cincinnati kamen vor kurzem in etwa zwei Monaten mehr als tausend Deutsche an; kleinere Städte im Westen sind buchstäblich halb deutsch. Auch dürfen wir nicht

übersehen, daß die jetzt einwandernden Deutschen ganz anderer Art sind, als die, welche vor Jahrzehenden bei uns ankamen. Jetzt kommen besonders Leute zu uns, welche im Jahre 1848 sich in Deutschland für unentbehrlich hielten, seither aber daselbst ganz überflüssig wurden und freiwillig oder unfreiwillig das Feld räumten. Mögen viele unter ihnen sein, welche eine vernünftige Freiheit auf sittlicher Grundlage wollten, so sind doch auch sehr viele darunter, welche um der principlosen Tollheit willen, mit der sie ein Trugbild von Menschenglück verwirklichen wollen, der Sache der Freiheit überall mehr schaden als nützen. Diese sind es, welche besonders den socialistischen und communistischen Geist zu verbreiten suchen. In Verachtung Gottes und seines Wortes, im Kampf gegen unsere Sonntagsgesetze und in ähnlichen Erweisungen des Unglaubensgeistes sind viele Andere mit ihnen zusammenstimmend. Da wäre es sehr wünschenswerth, wenn unsere öffentlichen Blätter und zwar nicht gerade die kirchlichen dieses Treiben je und je beleuchten und es nur einfach vor das Forum des gesunden Menschenverstandes bringen wollten, um ihm ein gerechtes Urtheil zu sprechen. Das möchte heilsame Wirkung bisweilen haben und in diesen Leuten das unbehagliche Gefühl erwecken, daß ihr Benehmen nicht unbemerkt und nicht ungetadelt bleibt und daß die weite Welt es bedauert, daß sie dem deutschen Namen Schmach und Schande anthun. Auch ist es sehr zu beklagen, daß die meisten unserer englischen Zeitungen sich nicht entblöden, alsobald mit einzustimmen, wenn irgend Etwas in der alten Welt vorfällt, was von Jacobinern und rothen Republikanern nur entfernt als ein Zeichen des Tags ihrer blutigen Freiheit begrüßt werden mag; und doch verhält sich unsere Freiheit zu dieser blutigen jungeuropäischen, wie ein Apfel zu einem Stechapfel. Kossuth war klug genug, sich nicht darauf eingelassen zu haben, noch einlassen zu wollen (?) —

Ist nun gerade oft bei den Deutschen in großen Städten in unserer Zeit viel Leichtsinn und Gottlosigkeit stark hervortretend, so wollen wir dieß zwar mit keinem Wort rechtfertigen noch entschuldigen. Allein vergessen dürfen wir nicht, daß der einzelne Einwanderer denn doch vielen Uebelständen preisgegeben ist. Die ersten Paar Wochen im neuen Lande haben bei Vielen über den ganzen ferneren Gang ihres Lebens und Trachtens entschieden. Der einzelne Ankömmling ist auf Freunde verwiesen bei seiner Ankunft. Da kommt es nun darauf an, was die Freunde sind, die ihn zuerst aufnehmen und mit fortziehen. Die Arbeiter, die zu Tausenden in Kosthäusern wohnen oder den Tag über in den Werkstätten arbeiten, suchen des Abends Gesellschaft, setzen sich in's Wirthshaus und was sie ledig sich so angewöhnen, setzen sie gar oft fort, wenn sie Familienväter geworden sind. In den Wirthshausgesellschaften wird nun wenig Gutes gelernt, manches Gute vergessen. Allein es ist den Deutschen unendlich weniger Gelegenheit geboten, ihre Abende auf würdigere Weise zu benützen oder auf anderem Wege sich zu unterhalten, als dieß bei Englischredenden der Fall ist. Sie haben zum Theil Theatergesellschaften, haben vortreffliche Singchöre.

Was könnten diese letzteren zur Verherrlichung des deutschen Gottesdienstes in unseren großen, geräumigen Kirchen beitragen, wenn sie nur auch Etwas von kirchlichem Sinne und vom Glauben der Gemeinde und von Liebe zum Gottesdienst an sich hätten; aber ihre Tendenz ist durchaus irdisch, weltlich. Man könnte sich nichts Lieblicheres denken, als wenn diese vielen und reichen und mannigfaltigen Kräfte durch eine Richtung auf das Heilige und Ewige geheiligt und verklärt würden. Allein das ist nun eben das Elend, daß diese Leute die Kirche als die Freudenstörerin betrachten. Da würde nun wohl auch Alles, was ihnen mit aller Liebe zu ihrem Besten angetragen und angeboten würde, von ihnen ohne Weiteres verdachtvoll zurückgewiesen, sobald es irgend mit Kirche oder Gemeinde im entferntesten Zusammenhang stünde. Doch ließe sich auch ohne eine solche Verbindung noch manches Gute erzielen, das doch Einzelnen zum Segen werden könnte. Wir haben oft gewünscht, daß wenigstens den deutschen jungen Leuten mehr Gelegenheit und mehr Anlaß geboten wäre, ihre Abende auf nützliche Weise zuzubringen. Wir denken uns etwa einen Verein, der mehrere Säle in einem Gebäude zu seiner Disposition haben sollte, welche des Abends den deutschen Männern gegen die geringste Vergütung und unter Anerkennung und Beobachtung der Haus- und Gesellschaftsregeln offen ständen. Da müßte in einem Saale eine Bibliothek unterhaltender und belehrender Bücher sich finden, wo jeder in Stille und Ordnung lesen könnte; in einem anderen Saale sollte Gelegenheit zum Briefschreiben oder überhaupt zu schriftlichen Arbeiten gegeben sein; in einem dritten sollte auf Vereinskosten zweckmäßiger Klassenunterricht im Englischen gegeben werden; vielleicht es ließen sich auch Leute finden, welche zweckmäßige Vorlesungen über Geschichte, Naturwissenschaft, Technologie u. s. f. regelmäßig halten würden, was den Reiz und den Nutzen eines solchen Unternehmens erhöhen müßte. Aehnliches existirt, wenn wir nicht irren, zum Theil bereits in größeren Städten des deutschen Vaterlandes und hat gute Früchte getragen. Warum sollte ein solcher Verein, den Verhältnissen der neuen Heimath sich anpassend, nicht auch bei uns wenigstens Manchen zum Besten dienen können? —

Philadelphia.

W. J. M.

Der Ohiobauer zum zweitenmal. — Gründe für die Kindertaufe.

(Schluß.)

Fassen wir nun noch zum Schlusse diese Auseinandersetzungen über die Taufe in einige Hauptsätze zusammen, so sind es folgende:

1.) Nach Christi Befehl sollten alle Menschen durch die Taufe seine Schüler werden; aber Schüler wird man entweder als volljährig durch eigene Wahl, oder minderjährig durch die Wahl der Eltern und Vormünder. Daß Christus auch diesen Fall besonders im Auge hatte, beweist seine Aeußerung Mat. 19, 14., daß Kinder zum Himmelreich kommen sollen, wenn sie durch Wasser und Geist wiedergeboren seien Joh. 3, 6., weil das natürliche Verderben bei jedem Menschen eine Wiedergeburt nöthig macht.

2.) Die Taufe trat an die Stelle der Beschneidung. Denn entweder muß man behaupten, der Taufbefehl gehe nur auf die ersten Christen, da er keine bestimmte Andeutung der Fortdauer dieser Institution, wie die Abendmahlseinsetzung, enthält, oder zugeben, daß der ausdrücklich befohlene Unterricht jedesmal die Taufe als Weihe dazu voraussetze. Der gleiche Fall war es nach Gen. 18, 19. bei der Beschneidung, und da diese nach ihrer ersten Anordnung zunächst nur an Erwachsenen — denn Ismael war bereits vierzehn Jahre alt — vollzogen, und erst von Isaak an bei Kindern geübt wurde, so bot dieß eine hinreichende Analogie zur richtigen Fassung des Taufbefehls. Ueberdieß hätte der neue Bund ohne die Kindertaufe einen Mangel gegenüber vom alten Bund, der sich mit dessen Vorzügen, wie sie Ebr. 8, 10 f. beschrieben werden, und mit Stellen, wie Prov. 8, 17. nicht wohl vereinigen ließe. Nach den Aeußerungen des Apostels Paulus Gal. 3, 26 ff. Col. 2, 11 ff. war daher bei den Aposteln kein Zweifel darüber, daß die Taufe vollkommen, auch in Beziehung auf die Zeit, an die Stelle der Beschneidung getreten sei.

3.) Daß zur Theilnahme an der Taufe vorhergehender Glaube erfordert werde, wird nur aus der falschen Uebersetzung von Marc. 16, 16. und dem Verkennen des Zwecks derselben unrichtig geschlossen. Die dogmatischen Stellen des N. T.'s über die Taufe enthalten daher auch keine entfernte Andeutung einer solchen Voraussetzung, sondern machen vielmehr mit Christo Joh. 3, 5. die Taufe zum Anfangspunkt der Wiedergeburt. Da nun diese ein

Werk des heil. Geistes oder des Geistes Christi ist, so führt dieß von selbst auf eine Einwirkung desselben auf das Kind, das getauft wird. Eine solche anzunehmen sind wir um so mehr berechtigt, da Joh. 1, 9. eine Einstrahlung des Logos in jeden zur Welt kommenden Menschen behauptet wird. Zwar gibt es von dieser Stelle verschiedene Erklärungen, aber nur diese — die älteste, die sich schon in der Vulg. findet, — scheint sich als richtig zu bewähren. Uebersetzt man: das wahrhaftige Licht kam (erst) in die Welt, so muß man das ἐτι sich hinzufügen, und der Satz ist noch überdieß unrichtig, da Jesus beim Auftritt des Johannes schon geboren war. Will man aber ἐρχόμενον mit Lücke für das praesens futurascens nehmen, was Winer §. 46. n. 11. wenigstens nicht mißbilligt, so ist es hart, daß das verb. subst. soweit vom partic. entfernt ist, was sonst nicht vorkommt, und mit 2, 6. nicht gerechtfertigt werden kann, wo κείμεναι als participialadject. zu ὑδρίαι gehört. Auch verlangt der Gegensatz zu V. 8. nicht eine Zeitbestimmung, sondern eine Beschreibung des wahren Lichts. Ohnehin ist die Schwierigkeit, die Lücke bei der gewöhnlichen Uebersetzung findet, daß τοῦτο oder ἐκεῖνο stehen müßte, nicht so bedeutend, wenn man 17, 16. 18, 13. die Weglassung des pron. dem. mit Beziehung auf ein im vorigen Satz stehendes Subject, und 3, 34. 4, 18. 5, 38. die Weglassung desselben wegen Attraktion vom rel. und vollends die ganz gleiche Stellung im Satz 11, 2. betrachtet. Es ist also zu übersetzen: das wahre Licht war dasjenige, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Denn ἐρχόμενον schließt sich doch am natürlichsten an das vorangehende an, und Johannes hätte die Zweideutigkeit gar leicht durch Setzung des ἦν vor ἐρχόμενον vermeiden können. Der gewichtigste Einwurf gegen die Verbindung mit ἀνθρωπον ist der des gewissenhaften Bengel, der bloß daran Anstand nahm, daß ἔρχεσθαι εἰς τὸν κόσμον im Ev. 13, 19. 12, 46. 18, 36. immer in einem bedeutsamen Sinn von Christo selbst gebraucht werde, und nur darum lieber ἐρχόμενον mit einer von ihm selbst, als genauem Sprachkenner, gefühlten Härte in dem Sinn faßte: da es in die Welt kam. Allein man erwartete dann eher ελληλυθός oder ἐλθόν. Ueberdieß gibt Bengel selbst zu, daß ba beolam bei den Hebräern gewöhnliche Redensart statt geboren werden sei, und nimmt man dazu, daß hier gerade das praesens, in anderen Stellen, wo Jesus von sich spricht, das perf. steht, und daß Johannes 16, 21. den ähnlichen Ausdruck γεννηθῆναι εἰς τὸν κόσμον von Menschen gebraucht, so scheint sich die Schwierigkeit zu heben, deren frommer Grund schwerlich Bengels Nachfolger Semler, Heumann und Morus zur Annahme dieser Deutung bestimmte. Uebrigens hätte Johannes in seiner durchsichtigen Sprache in diesem Fall gewiß φωτίζει nach τ. ἀνθρωπον gesetzt. Somit ist der Sinn: das Wort gab allem Geschaffenen das Sein, (vgl. Joh. c. 1—5.) allem Lebenden als Lebensquell das Leben (vgl. Joh. 6. 7.) und allem Verständigen als Lichtgrund das Licht, ja es leuchtete auch noch in der durch Sünde versinsterten Welt als Licht (vgl. Joh. 8 ff.) Von ihm als Licht zeugte Johannes, den fälschlich Einige für dieses Licht selbst hiel-

ten. Das wahre Licht erleuchtete vielmehr von jeher alle Menschen V. 9. und wirkte an der ganzen Welt, auch den Heiden V. 10., besonders aber durch seine Offenbarungen an seinem erwählten Volk Israel V. 11—13. und endlich wurde das Wort selbst Mensch V. 14. Johannes sprach also klar von einer Einwirkung auf jeden, der in die Welt kommt, einer allgemeinen Einstrahlung auf die Heiden und einer besonderen Mittheilung an Israel, die durch den Glauben an den noch nicht persönlich bekannten Verheißenen gefaßt werden mußte. Damit stimmt Paulus, wenn er sagt, Gott habe sich an den Heiden nicht unbezeugt gelassen, sei nicht fern von ihnen gewesen Act. 17, 27., in Bezug auf ihre Erleuchtung Röm. 1, 20. Act. 14, 17. und auf ihre Heiligung Röm. 2, 15., wie er denn auch die Blindheit des Verstandes und die Stumpfheit des Herzens bei den Heiden erst einer in der Länge der Zeit eingetretenen Apathie (ἀπηλγηκότες) gegen die besseren Eindrücke der Vorzeit zuschreibt Eph. 4, 19. Noch mehr darf wohl in Bezug auf die Beschneidung angenommen werden, daß sich die Gnadenbezeugungen, welche Gott dem ganzen Volke erwies Ez. 16, 6 f. Jes. 45, 4., ebenso auch auf den Einzelnen in Israel anwenden lassen, wie dieß Eph. 4, 26. in Bezug auf die Taufe von der Gemeinde Gesagte auch beim einzelnen wahren Gliede derselben zutrifft. Wenn also die Taufe Anfang der Wiedergeburt und Erneuerung des heil. Geistes ist, so ist es den ausdrücklichen Erklärungen und den Andeutungen der Schrift ganz gemäß, bei Kindern eine Wirkung des göttlichen Geistes anzunehmen, durch welche sie als Sünder den frohen Zutritt eines guten Gewissens zum göttlichen Gnadenthron und Kraft, als mit Christo Gestorbene, um den Leib und der Herrschaft der Sünde abzusterben, erhalten. Es kommt nur darauf an, daß sie bei erwachendem Selbstbewußtsein die Gnaden-Gaben mit Treue anwenden und dieselben nie ganz verscherzen. Die verschiedenen Fälle, welche dabei vorkommen können, hat ein an christlicher Erfahrung reicher Schriftsteller Burk (über die Rechtfertigung S. 1052) treffend auf folgende Weise bestimmt: Es gibt a) selige Lieblinge des Herrn, welche ihre Taufgnade bewahren, b) solche, die Anfangs treu, später in jugendliche Sünden, doch nicht muthwillig, verfallen und daher sich leichter fassen können. c) Andere verfallen zwar bei wissentlichen Sünden in Finsterniß, haben aber an der Zucht des Geistes noch einigen Schutz, wodurch sie wieder zurecht gebracht werden können. d) Solche dagegen, die sich dieser Zucht entschlagen, werden Feinde der Wahrheit, können aber, sobald dieß noch im Werden ist, noch durch einen kräftigen Zug der Gnade geheilt werden, während e) die, welche die Feindschaft der Wahrheit zur Gewohnheit werden lassen, allmählig in Verstockung gerathen. Endlich gibt es f) solche, an denen die Gnade gewirkt hat, die aber durch Sicherheit und Trägheit oder einen plötzlichen Fall dahin kommen, daß sie sich nicht mehr aufraffen können.

Nach dieser Anleitung der Schrift erscheint die Taufe als eine kostbare Beilage, die den Kindern auf ihr ganzes Leben mitgegeben wird, und es hat

selbst keinen Anstand, mit unseren symbolischen Schriften eine von der besonders kräftigen Einstrahlung des Logos und seinem Geist gewirkte Glaubenskraft anzunehmen, deren Gebrauch allerdings von dem in der Folge sich entwickelnden Willen des Kindes abhängt. Eine besondere Bestätigung erhält das Obige durch das Gleichniß Matth. 22, 1—14., wo Guten und Bösen unter den zur Hochzeit Geladenen das Kleid der Gerechtigkeit wirklich ertheilt wird, und dem als Haupt und Repräsentanten der übrigen vorgestellten Verächter nun zum Vorwurf gemacht wird, daß er das Kleid, das er wirklich erhalten, nicht habe anziehen wollen. Ganz so wird bei der Taufe dem Kind ein Gewand ertheilt, von dessen Benützung während seines Lebens sein künftiges Schicksal abhängt. Es hängt aber die Taufe auch noch auf andere Weise mit unserer Glaubenslehre zusammen. Wort und Sakramente sind die Mittel der ordentlichen Berufung. Die Taufe aber ist unter diesen Mitteln das erste, wodurch der Ruf Gottes höchst wirksam an den Menschen ergeht, und es hängt sehr viel, ja Alles für das ewige Wohl davon ob, ob dieser erste Ruf mit der Treue bewahrt wird, welche an Timotheus und Nikodemus in Bezug auf die ersten Eindrücke ihrer Berufung gerühmt werden. — Hienach aber ist die Kindertaufe auf's sicherste im Wort Gottes begründet, und die Baptisten rauben ihr dadurch, daß sie dieselbe bloß zum Siegel der Buße und des Glaubens machen, alle die Eigenschaften, die ihr — wie oben gezeigt — in der Schrift beigelegt werden.

4.) Daß im Anfang wirklich alle Christenkinder getauft wurden, erhellt unwidersprechlich aus den Briefen der Apostel Johannes und Paulus, so wie aus der Taufe ganzer Familien, zu denen außer den obengenannten auch die des Onesiphorus gesetzt werden muß. 2 Tim. 4, 19. Diesen Vorgängen folgte nothwendig die erste christliche Kirche als apostolischer Anordnung. Daß davon Nichts erzählt wird, ist ebenso natürlich, als der Umstand, daß im A. T. nach Josua kein Fall von der Beschneidung mehr erzählt wird, oder daß in einer zahlreichen Menge unserer Erbauungsschriften weder der Kindertaufe noch der Kindererziehung gedacht wird. Als Ausnahme ist jedoch immer der Fall zu betrachten, wenn Eins der Eltern nicht zur Christen-Gemeinde gehörte. So scheint es namentlich bei heidnischen Vätern schon in Rücksicht auf die Beschneidung der Fall gewesen zu sein Act. 16, 1. und war es bei den Christen, wenn ein Theil der Eltern noch heidnisch war 1 Kor. 7, 14. Darum ward auch noch im 4ten Jahrh. Augustin nicht getauft, weil sein Vater ein Heide war, obgleich die Mutter sich dem Christenthum ergeben hatte.

5.) Die Taufe der Erwachsenen hatte aber immer größeres Interesse oft wegen der Personen und der Umstände, unter denen sie bekehrt wurden, oft aber auch bloß wegen der Vorwürfe und Angriffe, welche dieser Taufe wegen als Weihung der Neubekehrten, den Christen gemacht wurden. Darum fand es Justin der Märtyrer in seiner ersten vor 140 geschriebenen Apologie zweckmäßig, die Taufgebräuche bei den Proselyten näher zu beschreiben. Das Einzige aber, was wir Neues finden, ist die der Taufe bei dem von der Wahrheit des Christenthums Uberzeugten vorangehende Ermahnung zur Buße und ernstliches Gebet, und nach derselben die Einführung in die Versammlung der Christen als Brüder. Alle Umstände, die er bemerkt, weisen auf einen Konvertiten; von der Taufe der Christenkinder hatte er natürlich keinen Grund zu sprechen, da der Kaiser von selbst voraussetzen mußte, daß die Christen den Kindern schon, gleich den Heiden und Juden, die Weihe für ihre Religion geben, dagegen war eine Rechtfertigung der Verbreitung des Christenthums und der Aufnahme in dasselbe durch die Taufe nöthig. Leider vermag ich aus Mangel

an literarischen Hülfsmitteln nicht nachzuweisen, wie auch in anderen Fällen Wall und seine Nachtreter ganz ohne Grund solche Stellen gegen die Kindertaufe benützten.

6.) Als durch Irrlehrer, besonders die Gnostiker, das Christenthum vielfach entstellt wurde, vielleicht auch manche unredliche Bewerber um die Taufe sich meldeten, beschränkte man die Vorbereitung zur Buße nicht mehr bloß auf Ermahnung zur Buße und Gebet, sondern fand auch einen genaueren Unterricht in den Wahrheiten des Christenthums vor, und ein Bekenntniß derselben bei der Taufe für nöthig. Dabei kam man, wie es häufig bei Vorsichtsmaaßregeln geschieht, in Gefahr, sich in's Gebiet der Gegner zu verlieren. Die gnostischen Markosier hatten die Taufgebräuche den griechischen Mysterien verglichen, und so nahm dieser Vorbereitungs-Unterricht auch wirklich bei den Christen allmählig einen mysteriösen Charakter an, so daß die Wahrheiten von der Dreieinigkeit, Gottheit Christi, ꝛc. den Täuflingen erst kurz vor der Weihe bekannt gemacht wurden, und so die Katechumenen mit den Mysten, die Getauften mit den Epopten vergleichbar waren, ja sogar der Ausdruck μεμυημένοι von den Getauften gewöhnlich wurde. Nachdem aber so die Taufe der Proselyten einen mehr pompösen Charakter angenommen hatte, so fand man für nöthig, auch die Kindertaufe durch die Pathen (sponsores), welche sich im Namen des Christenkindes zum Symbolum bekennen mußten, zu heben. Wie dieß geschehen, wird nicht erzählt, sondern nur die Thatsache, daß das Kind bei der Taufe von Personen vertreten werde, bei Tertullian erwähnt, abermals ein Beweis, daß Alles, was die Kindertaufe betraf, theils als etwas sich von selbst Verstehendes betrachtet, theils mehr als Privatsache der Familie behandelt wurde.

7.) Tertullian nahm aber zugleich den Grundsatz der Montanisten an, daß Buße nach schweren Vergehungen laut Hebr. 6, 6. unmöglich sei. Zu diesen schweren Vergehungen gehörte aber recht eigentlich nach dem Sinn der Stelle der Abfall vom Christenthum, und Fälle der Art kamen unter Serverus' Verfolgung nicht wenige vor. Manche indeß bereuten den Abfall und verlangten nach hergestellter Ruhe wieder Aufnahme in die Kirche. Der Klerus war meist geneigt, ihrer Bitte zu willfahren, aber ihm gegenüber bildete sich eine strengere Partei, die nachher durch Novatian und Donat vertreten, den Abgefallenen die Wiederaufnahme in den Christenverband verweigerte. Zu dieser scheint auch Tertullian sich geneigt und als Auskunftsmittel betrachtet zu haben, die Taufe so lange, wie möglich, zu verschieben. Wollte er sich consequent bleiben, so mußte er auch die Kindertaufe angreifen, wenn er gleich durchaus keinen historischen Grund gegen dieselbe anzugeben wußte. Seine Einwendungen fanden auch so wenig Rücksicht, daß der ganz nach seinen Schriften gebildete Cyprian die Kindertaufe überall offen billigte.

8.) Die Gegner der Kindertaufe können somit die Autoritäten für ihre Behauptung nicht höher hinaufsetzen, als bis zu Tertullian. Denn, was sie sonst für sich anführen, ist bloß Beweis für die Taufe von Christenproselyten. Wer wollte z. B. aus Origenes Homil. 21. über Lukas, wo er sagt: Kommt ihr Katechumenen, thut Buße, damit ihr die Taufe zur Vergebung eurer Sünden erlangt, ꝛc., schließen, daß er die Kindertaufe nicht gekannt oder gar mißbilligt habe, da er sie doch anderswo ausdrücklich für apost. Anordnung erklärt? Was aber die Läugner der apostolischen Einsetzung am meisten in Verlegenheit bringen muß, ist die Erklärung, wie die Kindertaufe irgend hätte entstehen können, wenn sie nicht von den Aposteln geordnet gewesen wäre? Wer würde es in der Zeit, da die unmittelbaren Schüler der Apstel, wie Polykarp, lebten, gewagt haben, eine solche willkührliche Aenderung zu treffen? und wenn

es nachher irgend Einem beigekommen wäre, würde eine solche wahrhaft widerchristliche Aenderung allmeinen Widerspruch erfahren haben. Setzte doch schon die bloße Verschiedenheit der Osterfeier am 14ten Nisan oder am Sonntag darauf einen großen Theil der Kirche in Bewegung; wie vielmehr müßte dieß bei einer Aenderung an der heiligen Abschiedsverordnung Jesu Christi der Fall gewesen sein? — Ueberdieß kommen aber die Baptisten mit ihrer Behauptung in Konflikt mit der 6000 jährigen Religions-Geschichte unseres Planeten. Von den Kindern Gottes und den Kindern der Menschen Gen. 6, 1. 2. an hat sich die wahre, wie die falsche Religion — letztere als Nachäffung der ersten — immer von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzt, und wie Gott zur Erhaltung des wahren Gottesdienstes sich ein Volk auswählte, das denselben durch alle seine Geschlechter erhalten sollte, und über dem er noch jetzt zur Beschämung alles Unglaubens bis zur Fülle der Zeit seine wunderbare Hand hält, so war auch das neue Bundesvolk bestimmt, seinen Kindern den Reichthum der göttlichen Gnadenwohlthaten mitzutheilen, ja aufgefordert, sie schon im zarten Alter in der Lehre und Zucht des Herrn, dem sie geweiht seien, und den die Kinder als ihren Herrn zu verehren hätten, zu erziehen. Dieser Blick auf die Geschichte gibt mir die Gewißheit, daß, wenn es den Baptisten je gelänge, die ganze Welt zu ihrer Ansicht zu bringen, sie bald selbst dieselbe aufgeben und zur Wahrheit zurückehren müßten.

Auf die Autoritäten der Pädobaptisten, die sie im Widerspruch mit ihrem Grundsatz, allein die Schrift als Richtschnur anzuerkennen, so gerne anführen, dürfen sie sich nichts zu Gut thun, denn sie stammen alle aus der Zeit des sinkenden Glaubens. Nachdem in England durch die Deisten und Lockes Philosophie der sogenannte Unitarianism d. h. Rationalismus, in Deutschland zum Theil durch die Deisten, zum Theil durch die aus der Wolfischen Schule hervorgehende Populartheologie (Steinbarts), die Gerechtigkeit Gottes zur weisen Güte herabgesetzt, die angeborne Verdorbenheit zur Endlichkeit der Menschennatur und die Bestimmung des Menschen auf größtmögliche Glückseligkeit zurückgeführt war, die er durch sein eigenes Streben erreichen kann, nachdem vollends durch Kant die Religion in die Grenzen der Vernunft eingeschlossen und dem kategorischen Imperativ die sittliche Herrschaft übertragen war, schwand natürlich der Glaube an die angeborne Sündhaftigkeit, an Gnadenwirkungen und an eine Anordnung, bei welcher der freie sittlich geborne Mensch nicht selbstständig wirksam erscheint. Daher wurde die Kindertaufe nur als eine unpassende Ceremonie für die Aufnahme in die christliche Kirche erklärt, die ihre Bedeutung erst durch die Konfirmation erhalte. Mit Freuden wurden des Wiedertäufers Wall Behauptungen, obgleich der deutsche Scharfsinn und Prüfungsgeist Schlossers seiner lat. Uebersetzung manche vindicias angehängt hätte, angenommen, und die Kindertaufe nur noch als lästige Reliquie des Alterthums betrachtet. Vom Rationalismus, oder wie er in England heißt, Unitarianismus war dieß nicht unerwartet, aber daß auch die, welche später dem Rationalismus entgegentraten, die Kindertaufe nicht im N. T. finden konnten, und selbst Hahn in seiner Dogmatik sie aus falschen Ansichten von der Beschaffenheit des angebornen sittlichen Verderbens und der gleichsam magischen Wirksamkeit des bloßen geweihten Wassers am Ende des 2ten Jahrhunderts ableitete, das ist ein trauriger Beweis, wie tief der Rationalismus des Zeitgeistes Wurzel geschlagen und wie er seit Schleiermacher, der alle Wunder läugnete und die übermenschliche Geburt Christi in die exegetische Kritik und die Auferstehung in's Gebiet der subjectiven Ueberzeugung der Apostel verwies, nur eine, weil fromme, nur um so gefährlichere Gestalt angenommen habe. Unter solchen Umständen hätte in Bezug

auf unser Dogma die Ehrlichkeit erfordert, geradezu zum Baptismus überzugehen; allein weil an die Stelle des demüthigen Bibelglaubens das vornehmere kirchliche Bewußtsein getreten war, so sollte nun die Kirche durch ihre Gaben ersetzen, was die Vernunft und das Vernünfteln der Bibel geraubt hatten. Nach der mit einem etwas unfrommen Selbstgefühl verfaßten Schrift meines Landsmanns Hoffmann hätte die Kirche ergänzt, was die Apostel aus Furcht vor dem Ebionitism noch nicht festzusetzen wagten, und vermuthlich dadurch noch zu rechter Zeit dem Doketism einen Riegel vorgeschoben, denn diese beiden Popanzen der neuen Kirchengeschichte, die erst Schleiermacher mythisch und visionär, wie die Unsterblichkeitslehre, als Epopte erschaut hat, sind die Scylla und Charybdis, zwischen denen in den zwei ersten Jahrhunderten die Kirche durchzusteuern hatte. Ich meiner Seits wünschte die Kindertaufe nicht als Gabe der Kirche, denn timeo Danaos et dona ferentes, da die freigebige Kirche uns auch Bibel und Kelch entzogen hat; und würde unter solchen Umständen den Baptismus vorziehen, wenn er 1.) einen historischen Beweis vorbringt, daß die 5—6 Familien, von denen Paulus 4 in etwa einem Jahre taufte, die einzigen gewesen, die getauft wurden, und dann einen mathematischen, daß unter denselben keine minderjährigen Kinder gewesen seien; 2.) wenn er einen bestimmten Ausspruch Christi selbst gegen die Kindertaufe vorbringt, wie oben ein solcher für dieselbe nachgewiesen ist; 3.) wenn er aus den dogmatischen Stellen über die Kindertaufe zeigen kann, daß Buße und Glauben derselben vorangehen müssen, und daß Paulus und Johannes kleine Kinder nicht als Christen betrachtet haben; 4.) wenn sie zeigen können, daß nach Kol. 2. und Gal. 3. die Taufe nicht an die Stelle der Beschneidung getreten sei; 5.) wenn sie aus denselben Fragmenten der christlichen Urgeschichte, auf die sie sich so kühn berufen, beweisen können, daß die Getauften Christenkinder gewesen, und zeigen, wie es die christlichen Eltern gemacht haben, daß die Kinder bis zu ihrer Taufe mit den christlichen Mysterien unbekannt blieben.

Um noch schließlich auf unseren Briefsteller und seine Zwecke zurückzukommen, so meint er, eine Aufnahme der Mennoniten in den Verband der übrigen protestantischen Gemeinden wäre zweckmäßig, denn es könne die Frage über die Taufe von Kindern oder von Erwachsenen nicht als Sache des seligmachenden Glaubens betrachtet werden, und es wäre daher zu wünschen, daß man die deutsche Reformationsthat als eine durch den heil. Geist geleitete Gottesthat zusammenfaßte, und sich in der Praktik conföderirte. Weder die Tauflehre der Erwachsenen noch die der Kindertaufe wäre von der Kirche auszuschließen, da sich beide auf Gottes Wort gründen und kein anderes Evangelium sind, nur der Rationalismus, der ein anderes Evangelium sei, wäre auszuschließen. Was zuerst die letzte Behauptung betrifft, daß die Taufe der Kinder und der Erwachsenen sich auf Gottes Wort gründe, so ist sie a) ein Widerspruch, sobald der Satz im baptistischen Sinn gefaßt wird, denn entweder ist das Eine oder das Andere in Bezug auf Christenkinder befohlen, und dann muß und kann nur das gelten, was nach der Anordnung Christi geschehen soll. b) Sie ist aber auch nicht so ernstlich gemeint, denn der Briefsteller weiß seine Behauptung, daß die Kindertaufe nicht von Christo angeordnet und nicht apostolisch sei, nicht oft genug zu wiederholen. Daraus erhellt denn sehr natürlich, daß es ihm mit der ersten Behauptung, die Tauflehre gehöre nicht zum seligmachenden Glauben, gar nicht Ernst sein könne. Warum würde er denn seine Ansicht so sehr verfechten? warum, wenn er nicht seine Ansicht für die allein richtige hielte, sich so sehr scheuen, die Gegengründe zu prüfen? Auch hier ist's wieder so gemeint, die Kindertauflehre gehört nicht zum seligmachenden Glauben, darum nehmt uns nur in eure Gemeinschaft auf, so wollen wir euch bald reformiren. Darum, sagt er wörtlich, mögen solche Kinder wohl getauft werden, wo die Eltern in ihrer angelernten Theorie in der Taufe einen Befehl Christi erkennen, und im Glauben an Christum die Taufe des Kindes verlangen. Deutlicher könnte sich der Briefsteller nicht aussprechen. Der Wahlspruch ist: Vereinigung, dann haben wir's gewonnen. Unsere grundlosen Citate aus der Apostelgeschichte, daß

nur Erwachsene getauft werden seien, unsere falsche Deutung von Mark. 16, 16. und vom Taufbefehl geben uns zumal in Amerika, wo die christliche Erkenntniß und Bibelbekanntschaft nicht eben allgemein ist, gerade bei redlicheren die Wahrheit suchenden Seelen bald das Uebergewicht. Das ist's ja, was auch Belcher in seiner Geschichte der Baptisten geradezu in den Worten ausspricht: Zwei Thatsachen waren das Ergebniß der gemischten Communion, d. h. der Einrichtung, daß man auch mit Nicht-Untergetauchten Kirchengemeinschaft hielt, die Eine ist, daß wo die gemischte Communion seit 1—2 Jahrhunderten vorherrscht, die Baptisten-Partei schwach blieb, (natürlich, weil früher die Bibelerkenntniß tiefer war) die andere, daß durch diese Einrichtung, je weiter sie sich (jetzt) verbreitet, unter den Kindertäufern baptistische Ansichten und Gebräuche so vielfach gangbar wurden, daß wenige ihrer Pfarrer mehr Vieles gegen die Baptisten sagen können. Ebenso gewiß ist, daß die Brüder der gemischten Communion die besten Schriften über die Eigenthümlichkeiten der Baptisten und die Taufe selbst geschrieben und die Partei kräftig unterstützt haben. Tausende von Untergetauchten finden sich unter Kongregationalisten, Methodisten und Episkopalisten, ja einige Gemeinden bauten sogar eigene Taufkapellen an ihre Kirchen, wo der baptistische Pfarrer öfters Glieder seines pädobaptistischen Bruders eintaucht. Es gibt auch keinen Fall, da eine regelmäßige Baptisten-Gemeinde einen Pädobaptisten zum Pfarrer erwählte, während viele pädobaptistische Gemeinden einen Baptisten zum Pfarrer wählen. — Wie man es da hält und zu halten gedenkt, ist im Christ. Advocate treffend und wahr — wie schon der heftige Ton der baptistischen Blätter dagegen beweist — so ausgedrückt: Wir (Methodisten) sind zu schüchtern, die von uns Bekehrten auch zu unserer Kirche zu ziehen. Während wir sie gehen lassen, wohin sie wollen, schlingen unsere Nachbarn dort am Teich ihre Arme um ihren Nacken, um sie unter das Wasser zu ziehen. — Solche Vorgänge möchten wohl die verehrlichen Synoden von Ohio um so weniger geneigt machen, in die Wünsche der Menneniten einzugehen, da ihr Vertreter — obwohl unwillkührlich und mit persönlich milderer, versöhnlicherer Gesinnung — im Wesentlichen doch dieselben Absichten ausspricht.

Prof. Harttmann.

Correspondenz aus Norddeutschland.

* * * den 18ten Jan. 1852.

Theurer Freund!

..... Unsere politischen Verhältnisse sind traurig, und man schweigt lieber darüber, als daß man den Schmerz darüber durch Aussprechen vergrößert. Lassen Sie mich ruhig und ohne Vorurtheil nach dieser oder jener Seite die Gründe davon angeben. Mängel gibt es in jedem Staat, von dem Einen werden sie stärker, von dem anderen schwächer empfunden. Aber eine so allgemeine weitverbreitete Mißstimmung, ein so drückendes Gefühl innerer Unwahrheit, wie gegenwärtig über die ganze Atmosphäre von Deutschland ausgebreitet liegt, gab es meines Wissens nie; wie natürlich ist daher das Gefühl, daß wir bald einer neuen und zwar nicht besseren, sondern einer gewaltsamen Erschütterung unseres gesammten politischen Daseins zu gewarten haben. Nicht bloß die Unterthanen haben dieß Gefühl, auch die Regierenden theilen es in hohem Grade, wie zuversichtlich sie auch die Unfehlbarkeit ihrer Regierungsweisheit rühmen. Woher wäre sonst die ganz fabelhafte Furcht vor dem Mai des Jahres 1852 zu erklären gewesen? Die ganze Regierungsthätigkeit ging fast auf in Erfindung von recht wirksamen Mitteln, dem Sturm des Maiwindes von Westen her einen festen Damm entgegenzustellen. Und nachdem die Faust von Bonaparte den Knoten durchhauen, und das Nebelgebilde der rothen Republik in alle vier Winde gejagt hat, ist an die Stelle der ängstlichen Furcht eine kindische Freude getreten, die sich vor Glückwünschen und

eckelhaftem Beräuchern des gelungenen Staatsstreiches des wahrhaft großen Mannes, der ihn vollführt, der nun ein für allemal der parlamentarischen Regierung ein Ende gemacht habe, gar nicht zu fassen weiß. Nachdem dieser erste Rausch der Freude verflogen ist, kehrt die ängstliche Furcht wieder zurück; man sieht ein, daß man im Grunde doch wenig gewonnen hat, die alten Fragen bleiben ungelöst, die heilige Einigkeit, das gegenseitige Vertrauen will nicht einkehren. Der neu erstandene Bundestag, trotz all' der hohen Worte, mit denen man ihn begrüßte, und ihm eine herrliche glückverheißende Zukunft für Deutschland prophezeite, zeigt sich so unfruchtbar, wie der alte; die schöpferischen Gedanken, die von ihm ausgehen sollten, reduziren sich auf ein Paar Polizeimaaßregeln und das Umstürzen demokratischer Verfassungen in einigen Duodezstaaten von Deutschland. Die Einigkeit zwischen Preußen und Oestreich, die noch vor einem halben Jahre als der Preis lange andauernder und mit der Schmach Preußens geendeter Spannung so laut ausposaunt wurde, ist verflogen, wie der Dampf einer Tasse Thee; der ganze Inhalt der Frankfurter Bundestagspolitik ist nichts, als ein offener und heimlicher Krieg zwischen beiden Mächten. Ja in ganz Deutschland gibt es nicht zwei Regierungen, die sich gegenseitig trauen und wirklich mit einander Hand in Hand gingen. Nie war, kann man wohl sagen, ohne offene Feindseligkeit die Uneinigkeit in Deutschland größer, als jetzt, daher ist wohl nie mehr intriguirt worden, als jetzt. Es ist ganz natürlich, nachdem alle höheren Interessen, die in Deutschland von je an ihre Geltung hatten, für Alfanzereien und Hirngespinnste erklärt worden sind, bleibt nichts übrig, als das Gebiet der materiellen Interessen, wo es sich um Geld und Gut handelt, und da erwacht überall der Eigennutz, der nie befriedigt wird.

Das ist der Zustand im Großen und Ganzen. Lassen Sie mich nun einen Blick auf Preußen werfen. In Preußen spiegeln sich diese allgemeinen Verhältnisse mit aller Schärfe eines streng centralisirten und doch weit ausgedehnten Staates wieder. Vieles, was uns jetzt drückt, ist daher nicht auf Rechnung Preußens zu schreiben, sondern auf die der allgemeinen Verhältnisse, deren Einfluß es sich nicht hat entziehen können. Aber für vieles Andere ist es verantwortlich. Preußen ist jetzt ein constitutioneller Staat; er ist es geworden in Folge einer Revolution, die nicht in ihm selbst entstanden, sondern von außen auf den Staat übertragen wurde. Auch in die Art seiner Constitution haben die Spuren des französischen Einflusses der Revolution sich übergetragen; dennoch irrt man, wenn man meint, das ganze constitutionelle Wesen sei Preußen ursprünglich fremd, und wiederstreite seiner Eigenthümlichkeit. Dieß ist so wenig der Fall, daß vielleicht auch ohne Revolution Preußen ein constitutioneller Staat geworden wäre; seine ganze Geschichte, seine bisherige Entwicklung weisen auf dieses Ziel hin, es war die nothwendige Frucht seines Wesens. Darum ist es auch so gar nicht schwer, in Preußen eine Constitution, wie sie für das Land paßt, einzuführen und ihr gemäß zu regieren. Man brauchte nur ein wenig von den früheren Willkührlichkeiten in der Administration nachzulassen und sich durch strenge Gesetze, zu deren Erlaß die Kammern immer willig waren, dafür zu entschädigen, man brauchte nur hie und da dem alten Schlendrian zu entsagen und das eitle Vielregieren und Besserwissenwollen, den angebornen Beamtendünkel fahren zu lassen, so brauchte die Maschine des Staats gar keiner Aenderung, sie konnte in demselben Geleise fortfahren und der Staat war constitutionell. Innerhalb der durch die Constitution gezogenen Grenzen gab es dann allerdings noch vielfache Conflicte, die ausgekämpft werden mußten, aber selbst die Verfassung gab dazu einen geeigneten Boden, und man konnte mit Sicherheit die Ausheilung so mancher kranken Schäden der gereifteren Einsicht des Volkes und der Regierung überlassen. Statt dessen aber hat man sich nicht auf den Rechtsboden der Verfassung gestellt, man sucht diesen selbst zu untergraben, man geht ganz in den Wegen jenes lügenhaften Schein-Constitutionalismus, der den Ruin von Louis Philipp herbeigeführt hat. Ohne daß geradezu und offen die Verfassung gebrochen wird, werden doch die in ihr liegenden nothwendigen Consequenzen auf alle Weise beschränkt; die Kammern werden verhöhnt, verspottet von den Regierungsorganen, als wären sie Schuld an allem Uebel. Jede Beschwerde, die sie etwa vorbringen wollen, wird entweder durch Drohungen oder durch Verabredung mit charakterlosen Justemilieu-Männern umgangen und verhindert. In der Ausführung der wichtigsten Gesetze wird auf ihre Stimme gar nicht geachtet, als seien sie bloß dazu da, zu allem, was geschieht, ja zu sagen.

(Schluß folgt.)

Kirchenchronik.

Frankreich. — Nach den neueren Nachrichten von Europa ist die Befürchtung ziemlich weit verbreitet, daß Louis Napoleon nicht so friedliche Absichten hege, wie er anfänglich die anderen Mächte glauben machte, sondern nach den kriegerischen Lorbeern seines Onkels begierig sei und die erste Gelegenheit benützen werde, Belgien an Frankreich zu annexiren und dann in England einzufallen, um die Schmach von Waterloo und St. Helena zu rächen. In diesem Falle wäre wieder ein allgemeiner europäischer Krieg zu erwarten, da Rußland, Oestreich und Preußen durch ihr eigenes Interesse früher oder später in die Feindseligkeiten mit hineingezogen würden. Jedenfalls ist dem Louis Napoleon nicht zu trauen. Er hat zwar das unläugbare Verdienst, den rothen Republicanismus und Socialismus siegreich bekämpft und für eine Zeit lang wenigstens den Frieden Europas gesichert zu haben, hat aber hinlängliche Proben davon gegeben, daß es ihm mehr um die Befriedigung seines Ehrgeizes und die Begründung seiner Macht, als um die wahre Wohlfahrt seines Landes zu thun ist. Die neuliche Einziehung des ungeheuren Vermögens der orleanistischen Familie, welche ihm auch Männer, wie Montalembert, die seinen Staatsstreich entschieden billigten, abtrünnig machte, ist ein höchst willkührlicher Act der Rachsucht und Habsucht und zeigt, wie wenig er die Rechte Anderer respectirt, wenn sie seinen despotischen Plänen hinderlich im Wege stehen. Mit Recht haben einige Bischöfe, denen er 5 Millionen Franken von dem geraubten Gute zum Unterhalt für arme Geistliche anbot, dieses Geschenk mit Indignation zurückgewiesen. Wenn er seine Vorgänger so behandelt, so darf er keine Nachsicht von seinen Nachfolgern erwarten, und je mehr er seine Gewalt mißbraucht, desto schneller wird für ihn die Stunde des Gerichtes und der Rache seiner Feinde herbeikommen.

Bibliotheken in den Vereinigten Staaten. — Nach den neulich erschienenen „Notices of Public Libraries in the U. St. of N. A." von Ch. Jewett, Bibliothekar des Smithsonschen Instituts, gibt es in den Vereinigten Staaten im Ganzen 694 öffentliche Bibliotheken mit ungefähr 2,201,632 Bänden. Darunter sind bloß vier, welche über 50,000 Bände enthalten, nämlich die von Harvard University (Cambridge, Mas.) 56,000 und mit Einschluß der kleineren Zweigbibliotheken, die zu derselben Anstalt gehören, 84,200, die von Philadelphia 60,000, die des Congresses 50,000, welche aber leider am 24sten December 1851 fast völlig abgebrannt ist, und die des Boston Athenäums ebenfalls 50,000. Zunächst kommt Yale College mit 20,515 und mit Einschluß der medicinischen, juridischen und Studentenbibliotheken mit 50,481 Bänden. Unter den einzelnen Staaten stehen obenan Neu-York mit 1,756,254, Massachusetts mit 415,658 und Pennsylvanien mit 287,519 Bänden. — Es fehlt also noch gar viel bis sich Amerika an bibliographischem Reichthum mit Europa messen kann. Denn die königliche Bibliothek zu Paris allein enthält 650,000, die zu München 500,000, die zu Copenhagen 400,000, die zu St. Petersburg 400,000, die zu Berlin 320,000, die zu Wien 300,000, das Britische Museum 270,000, die Dresdener Bibl. 250,000, die Mailändische 200,000, die Göttinger 200,000, die Bodlejanische in Oxford 160,000 Bände. Aber ein bedeutender Anfang ist jedenfalls in den Vereinigten Staaten gemacht und die Vermehrung der alten und die Gründung neuer Bibliotheken geht hier, wie Alles, rasch voran.

Union Theological Seminary. — Dieses theologische Seminar in der Stadt Neu-York wurde a. 1836 von Congregationalisten und Neu-Presbyterianern gemeinschaftlich gegründet, steht aber jetzt überwiegend unter der Controlle der letzteren und nimmt seinen Rang bereits unter den ersten Predigerseminarien des Landes. Die Facultät besteht aus den Doctoren Robinson für biblische Literatur (Exegese,) Skinner für Homiletik und Pastoraltheologie, Smith für Kirchengeschichte, Wilson für systematische Theologie, wozu noch Turner als Lehrer des Hebräischen hinzukommt. Die Zahl der Studenten beläuft sich gegenwärtig auf 79. Die Bibliothek zählt 18,000 Bände. Der Katalog bemerkt: „It has been satisfactorily shown, that the opportunities and advantages afforded by a large city for practical preparation and training in the profession of Theology and the Pastoral office, are not less numerous and important than in the sister professions of Law nnd Medicine." Auch wir sind der Meinung, daß die Vortheile, welche größere Städte oder wenigstens die unmittelbare Nähe derselben für Seminarien, Collegien und Universitäten darbieten, die Nachtheile weit überwiegen.